Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. —. kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Elisabeth Charlotte.

Elisabeth Charlotte,

Herzogin von Orleans.

Ein biographischer Roman

von

A. v. Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Die Reisegesellschaft.

Wir wollen unsere kleine Kolonie aufsuchen, wie sie unter Georg's Führung sich Frankfurt näherte, wo einige Tage Rast gemacht werden sollte. Georg beabsichtigte die Raugräfin Louise zu besuchen, die dort mit ihrem Bruder Carl Ludwig lebte, und der er Grüße von der Herzogin zu überbringen hatte. Madeleine und Susanne wanderten unter Begleitung ihres Vaters unterdessen in der Stadt umher, um sie sich anzusehn. Der übrige Theil der kleinen Reisegesellschaft blieb zum Theil hier, zum Theil nahm er von hier aus eine andere Straße, so daß der Arzt, seine beiden Damen und Georg allein die Reise bis Hannover machen mußten, ein Umstand, der dem Stallmeister sehr lieb war, weil er jetzt hoffen konnte, sich mehr

seiner Neigung noch zu beschäftigen, indem die lästige Sorge, die er für die mitreisenden Familien aus allzugroßer Gefälligkeit übernommen hatte, jetzt wegfiel.

In Frankfurt traf er den Doktor Onofrius wieder. Hier war der seltsame Mann gesprächiger, und es gelang Georg, ihm Rede abzugewinnen über Manches, was er wissen wollte. Er hatte sichtlich sehr gealtert, und wenn man früher ihn für den Teufel halten konnte, so war er jetzt dem Bilde des Todes täuschend ähnlich: die bis auf den Knochen abgedörrte Gestalt, das bleiche, blutleere Gesicht, die erloschenen Augen, alles trug dazu bei, die abenteuerliche Figur des Feindes alles Lebendigen darzustellen.

Mein Herr Doktor, hub Georg an, werden Sie hier meinen Dank entgegennehmen, den Sie mir in Heidelberg abzustatten verweigerten? In der That, ich schreibe die günstige Wirkung, die mein Geschick genommen, nur Ihrer Fürsorge zu.

Das ist ganz und gar nicht der Fall, erwiderte der bleiche Mann; was ich that, that ich auf Befehl der Obern.

Doch diese Obern finden in Euch einen treuen, aufmerksamen Diener, mein Herr! bemerkte Georg, dem es wehe that, sich mit seinem Danke so ab-

gewiesen zu sehen. Ihr müßt mich von meiner Jugend auf gekannt und beobachtet haben? —

Das that ich.

Weshalb habt Ihr mich denn nicht gleich aus der Sphäre gerissen, in der ich lebte?

Weil Ihr die Armuth, das Elend und die Noth des Lebens kennen lernen solltet, so hab ich wenigstens den Willen meiner Obern mir gedeutet, erwiderte der Doktor.

Habt Ihr meine Mutter gekannt?

Sie legte in meine Hände die Papiere und Dokumente nieder, die sie über Eure Geburt besaß. Ihr waret damals vier Jahr alt, sagte der Arzt. Ihr Wille war es, daß Ihr in den geistlichen Stand treten solltet; doch die Obern erkannten alsbald, daß dieser ehrwürdige Beruf nicht für Euch gemacht war. Der Graf Otronte ist ein glorwürdiges Mitglied des Ordens!

Freilich! seufzte Georg.

Beide trennten sich und unser Reisender gestand sich selbst mit Betheuerung, daß seine Jugend insofern von ihm Abschied genommen, als ihm alle die Gestalten, die ihn damals umgeben hatten, die ganze nächtliche abenteuerliche Zeit in Schottland, die Versuche, die man mit ihm anstellte, ihn als Gebieter des Mystischen herauszu-

ziehn, ihm farblos und bedeutungslos erschienen. Das Leben, das wirkliche, handgreifliche Leben war in seine Rechte getreten, und seine Freude, seine Schmerzen und sein Kummer füllten die Bestrebungen seiner Seele aus. So war es jetzt der Sturm und die Ohnmacht, die er in dem Busen eines jungen, liebenswerthen und gefühlvollen Wesens erregt hatte, die ihn einzig fesselten und anzogen. Er fühlte es, daß Madeleine gegen den Einfluß, der von ihm ausging, mit allen Kräften ihres Gemüthes kämpfte und daß dennoch es Stunden gab, wo sie sich diesem Einflusse mußte gefangen geben. Dieses Schwanken, dieses Aufraffen und wiederum Hinsinken einer edlen weiblichen Natur hatte so großen Reiz für ihn, daß er sich nur mit Mühe davon abwenden konnte, um den Geschäften seines Berufs und seiner Bestimmung zu genügen. Kaum hatte er, oft nur sehr oberflächlich den Pflichten genügt, die seine Verpflichtung für seine Cousine ihm auferlegt, so war er wieder bei dem geliebten Mädchen, das ihn mit schuldloser, erröthender Freude empfing.

Der Vater war zu sehr mit den Interessen seines Amtes beschäftigt, um seine Aufmerksamkeit auf die Liebenden zu richten, und Susanne war

zu sehr innige Freundin Madeleinens, um ihr nutzen zu können, indem sie sie warnte.

Die Raugräfin ließ ihn öfters zu sich bitten, und erkundigte sich aufs Genaueste nach allen Umständen, die die Fürstin betrafen, und der junge Raugraf fand es bequem, dem ältern Freunde und Verwandten alle die kleinen Heimlichkeiten einer erwachenden und vor der Schwester geheim gehaltenen Neigung zu bekennen. Beide Freunde strichen oft durch die Straßen Frankfurts, Einer am Arme des Andern, und im lebhaften Gespräche vergingen Stunden wie Minuten. Der junge Graf erzählte von den Anerbietungen, die man ihm in Wien gemacht, aber das geliebte Mädchen, das in Frankfurt zu Hause war, erlaubte ihm nicht abzureisen, und er mußte allerlei Vorwände ersinnen, um die Aufmerksamkeit der Schwester zu täuschen, die ihn täglich mit Fragen bestürmte.

Du glaubst nicht, lieber Bruder! sagte er einst zu Georg, was die Weiber fragen können! Unendlich, ohne alles Ziel, ohne Rücksicht sind ihre Erkundigungen, und sagt man ihnen heute etwas, morgen haben sie es bereits wieder vergessen. Sie wollen bis ins kleinste Detail einer Geschichte dringen, und wenn man sich ihrer ent-

rücken will, so muß man zu Erfindungen seine Zuflucht nehmen.

Die man jedoch nicht zu weit ausdehnen darf! rief Georg scherzend, denn sonst fällt man in ein Lügennetz, das man selbst gewebt hat.

Sei ohne Sorge! rief der Raugraf. Meine eignen Lügen beißen mich nicht. Ich habe stets eine so große Anzahl vorräthig, daß ich stets wechseln kann, und dieselbe Lüge kommt selten zweimal vor. Jetzt hab ich eine ungrische Gräfin, der ich in Wien den Hof mache, und die ich jetzt aus Sehnsucht, mich zu sehn, herrufen lasse. Man muß sie erwarten, sie kommt nicht, und damit habe ich Zeit gewonnen, die ich bei meinem hübschen Kinde zubringe.

Indessen, bemerkte Georg, wenn Du lange genug gewartet hast, so wirst Du doch reisen müssen.

Allerdings muß ich das! rief Carl seufzend. Meine Schwester ist eine Tyrannin. Sie hat das Geld in Händen, und sie giebt es mir nur, wenn sie mich in den Reisewagen eingesperrt sieht.

Sie waren im Plaudern an die Wohnung des Arztes gelangt. Georg machte seinem Freunde

den Vorschlag, ihn bei den Damen einzuführen. Bist Du nicht ängstlich und argwöhnisch? fragte Carl, sich schalkhaft nach dem Genossen umsehend.

Versuche Deine Künste! rief Georg lachend.

Madeleine und Susanne saßen eben allein, als die beiden jungen Männer eintraten. Wieder ein Deutscher, den ich Ihnen bringe, meine beiden Damen! rief Georg, den Grafen vorstellend.

Den wir freundlich willkommen heißen! rief Susanne auf Deutsch.

Das Gespräch war einsilbig. Madeleine sprach nur wenige Worte, Susanne's Deutsch war ebenfalls sehr bald beendet, Carl erschöpfte sich in Artigkeiten und nichtssagenden Galanterien. Er machte den Damen den Vorschlag, sie bei seiner Schwester einzuführen. Beide nahmen dies mit großem Vergnügen an. Hat das Fräulein Aehnlichkeit von Ihrer Halbschwester, der Herzogin in Paris? fragte Susanne.

Nur wenig! entgegnete Carl. Die Herzogin sieht ihrer Mutter ähnlich, während meine Schwester Züge vom Vater und der Mutter hat.

Es wurde ein Tag festgesetzt, wo man den Besuch machen wollte.

Auf der Straße sagte Carl zu Georg: Höre,

Freund; du hast ja einen wahren Engel zur Geliebten! Welch eine liebenswürdige Bescheidenheit! Welche reine und tadellose Schönheit! Bei meinem Barte, wenn alle Mädchen in Paris so sind, so will ich dort leben und sterben.

Du sollst nur ihr Herz kennen lernen! rief Georg. Sie ist das beste, edelste Geschöpf.

Aber auch die andere Kleine ist nicht übel, plauderte Carl fort. Ein scherzhaftes, kleines Koboldchen! Meine Schwester wird froh sein, diese Bekanntschaft zu machen.

Ich bin nicht ganz einverstanden mit Dir, hub Georg an, daß Du die beiden Mädchen dort einführen willst! Wozu soll das? Deine Schwester correspondirt mit der Herzogin, und diese —

Nun, und diese?

Will nicht, daß aus uns etwas werden soll. Du kennst sie, sie ist gegen jede Heirath.

Bist Du von ihr abhängig?

Georg sah den Frager forschend an, dann sagte er: Außer dem herzlichen, warmen Antheil, den ich immer für Charlotte fühlen werde, der mich antreibt, nichts zu thun, wovon ich vermuthen könnte, daß es ihrem Willen entgegen sein könnte, bin ich auch in meiner Stellung an sie gebunden, denn von ihr beziehe ich meinen Ge-

halt, und mein Amt als ihr Stallmeister ist lediglich nur ihre Schöpfung.

Das ist etwas anderes! rief Carl; alsdann sagen wir nichts von Deiner Neigung.

Ich fürchte nur, sie wird selbst von sich sprechen, ohne daß wir es hindern können! rief Georg.

O schäme Dich! So wenig Verstellungskunst besitzest Du? Da solltest Du uns sehen, mich und Cordelien! Niemand kann die leiseste Ahndung haben, wie weit wir miteinander gelangt sind! bemerkte der junge Raugraf. Wir stehen einander völlig fremd gegenüber.

Nun so geschehe, was geschehen muß, hub Georg nach einer Pause an. Auch Luise ist eine edle Frau, ich will sie nicht täuschen; nöthigenfalls kann sie für mich sprechen, wenn es so weit sein sollte.

Der Besuch fand statt. In der Wohnung der Raugräfin, die mit großer Behaglichkeit, als einzelne, unverheirathete Dame, für sich wohnte, kamen die beiden jungen Mädchen von ihrem Vater und Georg begleitet. Luise unterhielt sich mit dem Arzte, und über den seltsamen Vorfall, den er erlebt hatte, daß er Paris und den Hof verließ. Sie haben keine Vermuthung, rief die Raugräfin,

daß irgend Jemand vom Hofe auf das Benehmen des Herrn Fagon's Einfluß gehabt hat?

Und wenn ich's hätte, erwiderte Herr Lafiat Gervais mit großer Bescheidenheit; ich würde es nicht aussprechen. Man kann so leicht in den Ruf der Geschichtenmacherei verfallen, und überdieß ist hier ein Fall, der mit der äußersten Vorsicht behandelt sein will.

Freilich wohl; entgegnete die Raugräfin. Meine Cousine schreibt mir mit großer Offenheit über dieses unglückliche Ereigniß, das jetzt schon beinahe wieder vergessen ist, daß eine einflußreiche, ihr feindliche Dame diejenige ist, die Herrn Fagon geleitet hat.

Der Arzt zuckte die Achseln und schwieg.

Sie werden in Hannover Entschädigung finden für Vieles, was Sie in Paris verloren, bemerkte die Dame. Die Kurfürstin ist eine treffliche Frau, mit der bekannt zu sein, allein schon für ein glückliches Ereigniß gelten muß.

Während die Raugräfin sprach, konnte man bemerken, daß ihr Blick öfters über die junge Welt hinglitt, die nicht weit von ihr, und wie sie hoffen konnte, von ihr nicht bemerkt, ihr Wesen trieb. Sie hatte es sogleich bemerkt, wie Georg und Madeleine mit einander standen und als

der Stallmeister sich zu ihr wandte, sagte sie scherzend: Herr Graf, bedenken Sie wohl, daß wir beide, Ihre Cousine in Paris und ich hier in Deutschland für Sie thätig sind, um Sie in die Rechte Ihrer Geburt zu setzen, und daß wir für Sie schon alsdann eine Frau in Bereitschaft halten.

Meine theure Gräfin! rief Georg, ihr mit Wärme die Hand küssend, erlaubet mir, daß ich mich Ihnen und der Herzogin vollkommen widme, was meinen Dienst betrifft, daß ich mir aber ein Fleckchen aufbehalte, wo ich allein regieren will, das ist meine Heirath.

Ei, mein Freund; ich weiß nicht, ob ich Euch das erlauben darf. —

Auf Euer Fürwort rechne ich! rief Georg.

Meine Cousine, entgegnete sie, ist unbeugsam. Sie würde in diesem Falle ihre Hand völlig von Euch abziehen.

Auch wenn Ihr für mich bittet? fragte Georg.

Auch dann.

Ein schwerer Seufzer entstieg der Brust des jungen Mannes.

Nehmt einen Rath von Eurer Freundin an, hub die Raugräfin nach einer Pause wieder an.

Wenn Ihr Euer Herz nicht bezwingen könnt, so sagt Euch von dieser Reise los. Bleibt unter irgend einem Vorwande hier zurück. Sagt, daß ich es Euch befohlen habe, daß eure Cousine in Paris es Euch aufgetragen: kurz, sagt was Ihr wollt, nur macht Euch von dieser gefährlichen Reise frei. Was die Männer nicht vor Augen haben, vergessen sie: so wird es auch mit Madeleine gehn, die, ich will es gestehen, ein sehr artiges, liebenswerthes Mädchen ist.

Wie wird mir das gelingen! rief Georg verwirrt, und die Leidenschaft machte, daß er kaum seiner Sinne mächtig blieb! Was soll ich beginnen, um das zu Stande zu bringen! Ich müßte von ihr scheiden, ohne sie wiederzusehen: denn ihren Thränen, ihrem Jammer, ihrem Elend könnte ich nicht widerstehen.

Schwacher Mann! rief die Raugräfin, ihn mitleidsvoll und ernst anschauend. Nun, so geht heute Abend nach Heidelberg zurück. Ich werde es übernehmen, Euch bei der Familie des Arztes zu entschuldigen, mit Aufträgen, die Ihr von Paris plötzlich bekommen. Die Uebrigen reisen unterdessen weiter?

Und in Hannover?

Werdet Ihr sie für's Erste nicht finden. Der

Vater hat mir mitgetheilt, daß er seine beiden Mädchen nach Celle sendet, um dort eine Tante zu besuchen, die daselbst ihre Wohnung aufgeschlagen. Und dann wird auch Eure Leidenschaft in den Hintergrund getreten sein. Man kennt euch Männer! Ihr vergeßt schneller als man glaubt!

Das Gespräch der beiden war bereits so lebhaft geworden, daß es die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen begann; die Raugräfin brach daher rasch ab, und Georg entfernte sich, indem er das Versprechen gab, Madeleine heute nicht und auch morgen nicht wiedersehen zu wollen. Die Raugräfin war damit zufrieden.

Am Abend des dritten Tages nach diesem Besuche saß Madeleine niedergeschlagen am Fenster; sie hielt einen Brief in der Hand. Susanne, die sich das Schreiben ausbat, las es und rief dann: Wie? nach Paris zurückreisen! Und das in solcher Eile, daß er nicht Abschied nehmen kann? O, das ist nicht hübsch.

Er vertröstet mich auf Hannover! sagte das Mädchen unter Thränen.

Nach Hannover? Aber wer begleitet uns bis dahin? fragte Susanne schmollend. Wenn wir nun verunglücken, wessen Schuld ist es dann?

Und was mich betrifft, ich bin gerade in der Laune zu verunglücken. Ich verunglücke, gieb Acht, ich verunglücke.

Mein Bruder kommt, und dem übergiebt er uns! rief Madeleine.

Dem Bruder? Das ist schön! Einem Menschen, dem nichts in Deutschland bekannt ist? Dem werden wir übergeben. Das ist doppelt und dreifach ungeschickt gehandelt!

Madeleine warf sich an den Hals der Freundin, und ihren Thränen freien Lauf lassend, rief sie schluchzend: Er ist in Paris und ich bin hier!

Nun tröste Dich, mein Engel! rief Susanne. Es ist noch nicht aller Tag Abend. Wer weiß, ob er gereist ist, ob er überhaupt reist! —

Er hat mir noch nie eine Unwahrheit gesagt! rief schluchzend das arme Mädchen.

Und er sagt Dir auch jetzt keine! rief eine wohlbekannte Stimme hinter Madeleines Rücken! Er reist nicht! Deine Stimme hat wahr gesprochen.

Und die Liebenden sanken sich einander in die Arme. Ein Kuß, der erste, der den jungfräulichen Lippen des schönen Mädchens geraubt wurde, be-

siegelte das liebliche Bündniß. Sie waren so froh, so glücklich mit einander, daß Susanne alle Mühe hatte, um jede Entdeckung zu verhüten. Sie flog an jede Thür, lauschte an jeder, und erst als sie vollkommen sicher war, daß der Bund des Herzens keinen unwillkommenen Beobachter hatte, mischte sie sich in das frohe, glückliche Geplauder der beiden Liebesleute.

Georg gestand nicht, bis wie weit er sich von der Raugräfin hatte überreden lassen; er schämte sich dessen. Er schämte sich der zwei Tage, wo er daheim im Gasthofe gesessen hatte, nachdem er das Gerücht selbst verbreitet hatte, daß er abgereist sei. Er gestand Madeleinen, daß er Nachricht aus Paris erhalten, die den vorigen Befehl wieder zurückgenommen, und daß er jetzt mit ihnen nach Hannover reisen wolle.

Ein neuer Kuß war die ganze dankbare Antwort Madeleines.

Die kleine Reisegesellschaft machte jetzt, daß sie aus Frankfurt fortkam. Georg sah die Raugräfin nicht wieder; den Bruder bat er, ihn bei ihr zu entschuldigen und zu sagen, daß er mit dem Arzt nach Hannover gereist sei. Carl nahm auf das Zärtlichste von ihm Abschied. Du sollst bald von mir hören! rief er ihm zu. Prinz

Eugenius bedarf treuer Gefährten auf seiner Siegeslaufbahn; er hat mich zu sich berufen lassen. Der Krieg! der Krieg! das ist doch das Einzige, für uns Liebeskinder, was uns vor der Welt wieder zu Ehren bringt.

Die Reisegesellschaft.

Fortsetzung.

Man war bereits zwei Tagereisen von Frankfurt, als Arthur Lafiat anlangte und sich an die Gesellschaft anschloß. Er brachte Nachrichten aus Paris. Die Herzogin war wohl, sie ließ den Arzt und ihren Vetter grüßen.

In Arthur's Schicksal hatte seine Entlassung aus dem Dienste des Prinzen wirksam eingegriffen; er war jetzt genöthigt, sich eine andere Stellung zu suchen, und da war es ihm Pflicht, daß er des Vaters Rath dazu einholte. Der Prinz hatte ihn mit aller Güte und Freundschaft entlassen, es hieß, daß die Zahl der Pagen vermindert werden sollte, allein der Ausscheidende fühlte nur zu deutlich den wahren Grund: er war dem Prinzen zu

alt geworden, zu reizlos: die stets wechselnde Laune des gnädigen Herrn verlangte nach Neuem. Dem Abschiede war ein sehr reichliches Geschenk zugefügt worden, und somit kein Grund zur Beschwerde vorhanden, die sich der gutmüthige Arthur auch ohnedies nicht erlaubt haben würde. Er hing noch an dem Prinzen mit großer Ehrfurcht und Liebe, und wußte dessen gute Eigenschaften gegen Jedermann, der ihm Gehör schenkte, aufs Beste herauszustreichen. Der Arzt rieth, mit dem Gelde des Prinzen ein Gut zu kaufen und dort sich dem Landleben hinzugeben. Susanne billigte diesen Plan ganz besonders, und es konnte nicht schwer fallen zu bemerken, wie sie dabei an sich dachte, denn ihre Neigung für Arthur sprach sich jetzt deutlicher und unverhohlen aus, da sie sein Band zum Prinzen gelöst sah. Arthur blieb unentschieden, und die kleine Familie gefiel sich darin, bald hierhin, bald dorthin Pläne zu machen, und einstweilen das frische Leben, das sich ihnen in schöner reicher Gegend und beim günstigen Vorwärtskommen bot, zu genießen.

Babet's Schicksal macht sie jedoch Alle für die arme, verunglückte Dichterin sorgen. Arthur hatte einen Brief von ihr mitgebracht, und daraus ging

hervor, daß sie gegenwärtig nicht in Paris sei, sondern im nördlichen Frankreich mit einem gimpelhaften Geliebten umherschwärme, eine Beute ihrer eignen Thorheit und der Schlechtigkeit der Menschen, denen sie sich überliefert hatte. Die Zeilen waren an ihre Schwester gerichtet, und lauteten so:

„Meine inniggeliebte Schwester! Bei des Helios erstem Strahle sitze ich hier auf einem Polster von Stroh — die schöne Araminthe hatte ja auch kein besseres, als sie ihren trübseligen Abschiedsbrief an den Lord Maxfield schrieb — und meine Psyche ist mit Dir beschäftigt. Dein elendes und erbärmliches Leben, bedrückt von dem Staub der Landstraße, wie Du einem ehrgeizigen Vater nachziehst, würde den Quell meiner Thräne immer neu für Dich fließen machen, wenn das Sacktuch raisonabler Vernunft sie nicht stets rasch wieder abtrockneten. Armes Mädchen! Du verschwitzest in den groben Widerwärtigkeiten des Lebens, während ich frühzeitig in die Sphäre kühlen, liebevollen Müßigganges hingegeben worden, Deine Jugend. Ich kann Dir nicht helfen. Armes, armes Ding. Man muß Poesie haben und Verachtung aller irdischen Dinge, um so zu existiren, wie ich existire. Kaum deckt ein Gewand

meine frierenden Glieder! bereits seit drei Tagen habe ich nicht zu Mittag gespeist, und dennoch, obgleich ich dreißig Jahre längst hinter mir habe, jauchze ich täglich dem erstehenden Helios entgegen, als eine seiner glücklichsten Creaturen. Olint, mein Bräutigam, geht mit der gehörigen Kühlung mit mir um. Oft sehe ich ihn mehrere Tage nicht, wo der Edle allein in der Gegend umherirrt, vielleicht auch bei einem Bauer einspricht, um eine Käserinde zu erbeuten. Der Spaßhafte! Ich muß über ihn lachen, wenn ich ihn sehe, und nenne ihn stets den Orlando furioso. Denn furios ist er, und zwar auf mich, die er oft mit sehr unwillkommenen Schlägen traktirt. Ich leide und singe dabei: O wie ist der Liebe Thun so närrisch! Wie ist ihr Reich voll der anmuthigsten Launen. Von Fräulein Ninon de Lenclos, der Hochmüthigen, habe ich mich in einem gelinden Schelten und Fluchregen getrennt. Sie wollte mir, wie sie sagte, Vernunft beibringen und mich zwingen, vom Olint loszulassen, aber ich habe ihr mit der Kühnheit der Minerva und der Grazie der Venus die Wahrheit gesagt. Ich hielt ihr ihre hundert Liebhaber vor, von denen immer Einer zur Zeit der Begünstigte war, und dadurch brachte ich sie zum Schweigen. Meine holde Grä=

fin aber gab mir den Segen des Sokrates und hieß mich, wie er, den Giftbecher leeren, wenn das Leben mir anfinge seine Schattenseite zu zeigen. Gottlob jetzt ist noch Alles Wonne und Liebreiz um mich her. Das Geld, das mir die abscheuliche Atropos gegeben, hab ich Olint in den Schooß geschüttet, der darauf acht Tage fortblieb, und wie er zurückkam, hatte er nichts mehr. Seitdem fangen die Schläge an, und das immer widerkehrende Fordern um Geld. Ich habe ihm schon gesagt: Gieb mir ein Saitenspiel und Deine Celinde wird in die Dörfer gehn und um ein paar elende Goldstücke singen. Albernes, verdrehtes Geschöpf, ist dann seine Antwort, meinst Du, daß im Dorfe die Goldstücke so an den Bäumen hängen? Dieser köstliche Witz gab mir rasch Gelegenheit, ein allerliebstes Triolet zu dichten, wo ich die Bäume redend einführe, wie wir, Olint und ich, unter ihrem Schatten wandeln, und sie zum Dank für die Gespräche, die sie von uns hörten, Gold auf uns niedergleiten ließen. Sieh, so meine Liebe, führt Dein Kätzchen, Dein Weisheits-Raspelchen, Dein gelehrtes Musterchen, ihr exemplarisches Leben.

Der Zweck dieses Briefes ist nunmehr, daß Du mir etwas von dem gelben Staub schickst, der

Dir in Menge zu Gebote steht; wenn nicht anders, so entwende etwas davon der Chatoulle unsers ehrlichen alten Vaters. Olint will es! Damit ist genug gesagt. Ich schicke diesen Brief an die Atropos, die ihn unserm Bruder zustellen wird. Er wird Euch sagen, in der Nähe welcher Stadt ich jetzt grade weile.

Armes Kind, Dein herzliebes Schwesterchen."

Der alberne Ton dieses unglücklichen Briefes brachte die Geschwister, trotz der schlimmen Dinge, die er enthielt, immer wieder zum Lachen. Der Vater jedoch stand tiefbekümmert dabei, und machte sich Vorwürfe, daß er die Verirrte nicht gerettet, da es noch Zeit war. Die Narrheit fing so gelind an, sagte er, und ich hatte so großes Vertrauen zu Fräulein Lenclos festem, natürlichen Sinn, daß ich nie habe an einen so ärgerlichen Schluß glauben wollen.

Ja, die Pretiösen sind verteufelte Geschöpfe! rief Arthur. Wer ihnen anheim fällt, kann von Glück sagen, wenn er mit seinen gesunden Sinnen davon kommt.

Georg fiel der Abend bei den „Müllerburschen" ein, wo er die verdrehte Schöne zum erstenmal und damals schon mit Widerwillen gesehn.

Es wird kein andres Mittel übrig bleiben, als ich muß selbst hin, sie aus den Händen des Nichtswürdigen zu befreien und sie alsdann hierherzuführen! bemerkte Herr Gervais. Auf irgend eine Weise muß dauernd für die halb Sinnlose gewirkt werden. Ich werde sie zur Vernunft zurückführen, und sollte es selbst durch strenge Mittel sein.

Die Mädchen stimmten dagegen; auch Georg und Arthur wollten den Vater nicht fortlassen. Es muß sein! sagte der Mann. Wißt Ihr, was es einem Vater heißt, ein Kind verlieren? Dieses geht verloren! Weshalb also noch zögern? Geht voraus nach Hannover und erwartet mich dort.

Diesem Bescheide war nichts entgegenzusetzen: man kannte den alten Herrn, der seinen Willen durchzusetzen verstand. Madeleine und Susanne packten seine nothwendigsten Sachen ein, und am nächsten Morgen war er schon auf dem Wege nach Frankreich.

Georg fühlte nach der Abreise des Arztes doppelt und dreifach die Verpflichtung, die ihm oblag, die ihm anvertraute kleine Gesellschaft in dem Zustande abzuliefern, wie er sie vom Vater erhalten. Er vermied es daher, Madeleine allein

zu sehn, er ging geflissentlich jeder Gelegenheit aus dem Wege, wo ein längeres Zusammensein, auch bei der Andern Gegenwart, mit der Geliebten stattfinden konnte. Sie verstand ihn und war ihm getreulich behülflich, seinen Zweck auszuführen.

So befanden sich die Angelegenheiten der kleinen Colonie, als man eine Tagereise noch von Hannover entfernt war. Es leuchtete ein schöner Sommerabend mit seinen herrlichen Farben eben über der Erde und erfüllte die Luft mit dem entzückenden Balsam der Gerüche, wie sie die aufwachende Natur zu spenden pflegt. Georg und Arthur führten ihre beiden Damen spazieren; sie strebten eine Anhöhe zu erreichen, von wo aus ein schöner Blick die Bemühungen belohnen sollte, die man anwenden mußte, um bis hierher zu gelangen. Arthur und Susanne gingen voran, und war es nun, daß sie Beide besser zu Fuß waren, oder gab es einen andern Grund zur Verzögerung, genug Georg und Madeleine blieben alsbald soweit zurück, daß Jene sie nicht mehr sahen. Ein Gewitter überraschte die Fußgänger. Eine Mühle, die am Abhange lag, bot Georg einen willkommenen Schutz und er eilte, ihn mit seiner Genossin zu erreichen, grade als die ersten schwe-

ren Tropfen niederfielen. Das Häuschen der Mühle war nun klein, eine einzige Stube diente zum Aufenthalt der Familie, die aus vier Personen bestand, von denen drei, der Vater, die Mutter und das Kind eben abwesend waren und die alte blinde Mutter der Mannes allein gelassen hatten, die mit großer Freundlichkeit die beiden Gäste empfing, die Hülfe und Schutz gegen das Unwetter suchend, die Schwelle der ärmlichen Wohnung überschritten.

Aus den Reden der beiden merkte die Alte alsbald, daß sie es mit vornehmen Fremden zu thun hatte, und sie wollte ehrerbietig ihnen das Zimmer räumen, doch Madeleine bat sie selbst zu bleiben.

Das Wetter stürmte. Ein ungewöhnlich starkes Gewitter entlud sich, und bald war der kleine Mühlbach in einem Zustande, daß er seine Ufer überströmend daher brauste, gleich einem Strome. Die Alte jammerte und rief nach ihrem Sohne, obgleich sie wohl wußte, daß der im Gebirge sich zum Besuche befand und nicht kommen konnte. Sie eilte selbst an das Gewerk der Mühle und suchte dessen Stärke baldmöglichst zu hemmen.

Während die Alte oberhalb der beiden Ankömmlinge ihr Wesen trieb, und die Elemente

durcheinander wütheten, befanden sich die beiden Liebenden ihrem guten, oder vielmehr ihrem bösen Geschick überlassen. Georg mußte die furchtsame Madeleine trösten, die zusammenfuhr bei jedem grellen Schein eines Blitzes, der das ganze Stübchen erleuchtete. Er that es auf die beste und schonendste Weise, indem er sie selbst gegen die Fenster richtete, so daß der Blitzschein ihr nicht unmittelbar in die Augen fiel, und indem er sie schützend in seine Arme schloß, wenn das Rollen des Donners über ihren Häuptern dahin fuhr. Es konnte diese vorsorgliche Art nicht lange anhalten, ohne daß die Beschwichtigung von Drücken in den Arm, in ein Suchen und Küssen der Lippen überging. Madeleine, in zweifacher Gefahr, erhob sich ein paarmal, entriß sich gewaltsam den Armen und suchte die Stubenthüre zu erreichen, um durch Rufen die Alte herbeizuziehen. Dieses half jedoch nichts. Die gute Müllerin war so emsig beschäftigt bei ihrem Mühlwerke, daß sie nichts hörte, und Georg faßte stets von neuem die Entschwundene desto fester und sicherer um den Leib, um ihr schützend gegen das himmlische Feuer einen Platz an seinem Busen zu bewahren. Plötzlich fiel ein so heftiger Schlag, daß man fürchten mußte, das Dach der Hütte sei auseinander ge=

sprengt. Eine feurige Lohe prasselte dicht neben den beiden hin, die im ersten Schrecken in die andere Ecke des Zimmers flüchteten und dort auf ein kunstlos gearbeitetes Ruhebett niedersanken. Georg hielt Madeleine fest umschlossen, und sie wagte nicht aufzuschauen. Nach und nach zertheilte sich der erste Schreck; man merkte, daß der Blitz in einen der Bäume von dem Forste eingeschlagen, daß es aber ein unschädlicher Strahl gewesen sei.

In den Bemühungen zu trösten bewies Georg eine ungemeine Geschicklichkeit und Madeleine eine unglaubliche Unbeholfenheit. Sie war so entsetzt, daß sie immer von neuem glaubte, die Flammen müßten um sie herumschlagen. Schon Georg auf dem Schooße sitzend, duldete sie dessen umschließenden Arm und die Gluht seiner Küsse fand keine Abwehr in ihren zerrütteten Sinnen. Eine tiefe Stille herrschte im Umkreis des Lagers, indeß der Regen niederplätscherte und die rollenden Schläge des abziehenden Wetters in der kleinen Stube wiederhallten.

Als die Liebenden aus ihrem Taumel erwachten, sahen sie die alte Müllerin vor sich stehen, die mit Sorglichkeit sich nach dem Befinden der Gäste erkundigte. Georg war wie mit Blut über-

gossen; er gewann so viel Fassung über sich, daß er dem weinenden Mädchen wiederholt die Hand drückte und ihr leise versicherte, wie alles gut werden solle; sie möge nur nicht verzweifeln. Er sprang auf, schob die Alte bei Seite, indem er ihr vorwarf, daß sie nicht früher gekommen sei, und öffnete ein Fenster des Zimmers. Die frische kühle Waldluft fuhr an seine brennenden Wangen nieder, und den Bergabhang hinab sah er Arthur und Susanne kommen, fröhlich und unbefangen, als sei nichts geschehen. Er konnte ihnen so nicht entgegentreten, wie er sich eben befand, und enteilte in den Garten. Er hörte Arthur rufen, doch antwortete er nicht.

Hier im einsamen kleinen Gärtchen stand er stille, lehnte, die Stirne an einen Baumstamm gedrückt, in tiefem, seeligem Traume versenkt, aus dem er nur schwach aus der Ferne das Geplauder der Andern hörte, die in die Hütte eingetreten waren und Madeleine schlafend darin gefunden. Das gute Mädchen hatte diese Ausflucht gewählt. Die Sonne schien, als auch der Müller mit Weib und Kind hereinkam, und die Gesellschaft in seiner Hütte fand. Georg beschenkte ihn reichlich und Alle machten sich wieder auf den Weg in die Stadt.

Georg war glücklich wenn er Madeleine sah, aber er zürnte sich und schalt sich bitter, wenn er sie nicht sah. War das die Treue, die Aufmerksamkeit, die Sorgfalt, die er sich gelobt hatte? Mit welchen Augen mußte er dem zurückkehrenden Vater entgegentreten? Wie, durfte er es wagen, seiner Cousine wieder in die Nähe zu kommen? Auf die Späße Arthurs hatte er immer nur die eine Antwort, ein mißmüthiges, eigensinniges Schweigen. Susanne hatte errathen, was vorgefallen, und ihr guter Takt hielt sie ab, den kleinsten Scherz mit dem Zustande ihrer Freundin zu machen. Sie war zärtlicher und aufmerksamer als je, und die arme Madeleine vergalt ihr dies Zartgefühl mit dem lebhaftesten Danke. So langte die pilgernde Gesellschaft in Hannover an.

Die beiden Brüder.

Die Schlachten bei Dünkirchen und Neerwinden waren die ersten Waffenthaten des jungen Herzogs von Chartres, dem Sohne der Herzogin, der damals vierzehn Jahre alt zum erstenmal den Degen zog, um Frankreichs Ruhm und Ehre, was an seinem Theil lag, zu vermehren. Im Gewühl der Kriege, in denen die Monarchie Ludwig XIV. verwickelt war, konnten diese Siege nur als ein kleiner Theil der Gefahren und der Triumpfe des Königreichs gelten, immer aber waren sie doch bedeutend genug, um dem jungen Helden Muth und Selbstgefühl zu verleihen. Heimgekehrt vom Felde der Ehre wurde er von seiner Mutter mit Jubel begrüßt. Dies war der erste Freudenstrahl in ihrem, von den unangenehmsten Zufälligkeiten be=

lasteten Leben. Sie liebte ihren Sohn grenzenlos, sie hing an ihm wie eine Mutter nur an ihrem Kinde hängen kann, sie sah ihn mit bangem Zweifeln ausziehen, jetzt erblickte sie ihn wiederkehrend, siegreich und von den Höflingen des großen Monarchen mit Lob gepriesen.

Aber ihr lobpreisendes Gefühl sollte alsbald eine arge Demüthigung erfahren. Man ging daran, den Sohn zu verheirathen: man ging daran! Da lag der ganze Quell des Uebels! Nicht die Mutter wurde gefragt, die Einzige, die über diesen wichtigen Schritt ihres Lieblings glaubte entscheiden zu müssen, man sagte ihr kein Wort, bis die Sache abgeschlossen war. Hierin lag die bittere, grausame Demüthigung, die sich dicht neben der Freude über den siegreich zurückkehrenden Sohn stellte. Wie sich Elisabeth Charlotte dabei benahm, wird uns der Verfolg dieser unseeligen Verhandlungen zeigen. Sie fingen damit an, daß Dubois öfters im Geheimen bei Frau von Maintenon sich einfand, daß er daselbst den König und den Pater La Chaise fand. Anfangs war nur von dem Charakter des jungen Herzogs die Rede, von seinem Geschmack an Frauen, und man tadelte den Hofmeister, daß er dieser Neigung nicht Einhalt gethan. Der Ge-

scholtene entschuldigte sich mit der Unlenksamkeit seines Pflegebefohlenen.

Unlenksam? rief der König. Also würde er auch wohl keine Frau nehmen, die ich ihm gäbe?

Sire, entgegnete Dubois, ich glaube, daß der junge Herzog eher eine Frau nehmen würde, die Ew. Majestät ihm vorschlüge als eine, die sein Vater ihm gäbe.

So? Ist er so sehr gegen die Befehle seines Vaters? fragte der König.

Das wage ich nicht zu behaupten, bemerkte der Erzieher; er würde nur sammt dem Vater nicht durchdringen bei seiner Mutter, der Herzogin. Diese würde jede Heirath, die nicht von Ew. Majestät ausginge, zu nichte zu machen wissen. Es sei denn, daß diese Parthie eine von ihr gebilligte wäre.

Und welches wäre eine solche? fragte Ludwig?

Es ist schwer zu sagen, auf welche der Prinzessinnen Frankreichs und Deutschlands die Frau Herzogin gerade ihr Augenmerk richtet, bemerkte Dubois. Jedenfalls müßte es eine Prinzessin von untadelhafter Abkunft sein.

So? lachte der König. Man sehe. Eine

Prinzessin also, die ihre sechzehn Ahnen hat. Sie sehen meine Liebe, wandte er sich zu Frau von Maintenon, wir unternehmen ein hartes Stückchen Arbeit. Ich fürchte, wir werden uns umsonst bemühen.

Ew. Majestät scherzen! rief die Dame lächelnd. Was kann hier für ein Hinderniß sein? Die Mutter wird nicht gefragt. Auf den Vater werden Ew. Majestät wirken.

Was ist Ihre Ansicht? fragte Ludwig den Beichtvater. Dieser neigte das Haupt und murmelte vor sich hin: Daß der junge Fürst bei diesem wichtigen Schritt geleitet werden muß, ist außer allem Zweifel, darum ist meine Ansicht: man leite ihn.

Nun gut, so wollen wir's versuchen. Suchen Sie mein Herr, sagte er zu Dubois gewendet, seine Ansicht über Mademoiselle, dem Fräulein von Blois zu erforschen. Wir geben Ihnen hier einen Auftrag, der den geschickten Mann verlangt. Verstanden? Nur seine Ansicht will ich wissen.

Dubois verneigte sich.

Als der König ihn entließ, begab sich der schlaue Mann zu seinem Zögling, den er umgeben von jungen Damen des Hofes fand, die ihm schmeichelten.

Eine Reihe Späßchen mußten erst geduldet und abgemacht werden, ehe der unterwürfige Erzieher seine Stimme erheben konnte, um Monseigneur zu bitten, ihm auf ein paar Minuten Gehör zu schenken.

Die Damen entfernten sich. Die Meisten gingen zu der Herzogin Mutter.

Nun was ist's? fragte der Prinz ungeduldig.

Nur ein Bischen Fassung, ein wenig Sammlung! bat der Erzieher. Es betrifft Ihr zeitliches und ewiges Glück, mein Prinz.

Narr! willst Du mich an der Nase herumziehen? Mein zeitliches und ewiges Glück! Das ist eine Reminiscenz aus Deinem Brevier! rief der junge, übermüthige Prinz. Was soll es denn? Bringst Du mir einen Gruß von meiner angebeteten Sery?

Nicht doch, mein Prinz! Lassen Sie, ich bitte, alle diese Gedanken aus dem Spiele. Es ist von nichts geringerem als von Ihrer Verheirathung die Rede.

Von meiner Verheirathung?

Man trägt sich höhern Orts mit gewissen Plänen.

Höhern Orts? Das ist bei meiner Frau Mama?

Der gefällige Mann machte eine stumme Verbeugung.

Nun und welche Dame schlägt man mir vor?

Dürfte ich bitten zu rathen!

Die Prinzessin von Würtemberg, die Närrin?

Der Hofmeister machte eine stumme, verneinende Bewegung.

Nun, wer denn? Ich wüßte wahrlich nicht! In Baiern ist Eine, die zu alt ist, und Eine, die zu jung ist. Rede, Väterchen! rede! Ich bin nicht aufgelegt zum Rathen.

Das Fräulein von Blois.

Der Abbé mußte den Namen nochmals wiederholen; alsdann brach der Prinz, anstatt aller Antwort in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Herr Dubois, den dieser Empfang seiner Neuigkeit etwas aus der Fassung gebracht, sah erst bei allen Thüren nach, ob auch Niemand sie behorchte, und dann bat er den Prinzen sehr ernstlich, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

Und das schlägt mir meine Mutter vor? rief der junge Mann, noch immer lachend.

Ich habe das gerade nicht gesagt! erwiderte der Abbé.

Also aus Deinem Kopfe kommt das? Schelmenabbéechen? Vielleicht ist etwas Einfluß und Einflüsterung von einer gewissen Seite dabei? Das nennst Du höhern Orts? Ich würde das niedern Orts, oder vielmehr des niedrigsten Orts nennen! bemerkte der junge Herzog. O Gott, wie dumm! Und dazu soll ein Vater und eine Mutter ihre Einwilligung geben? Weißt Du, wie meine Mutter die Kinder der Montespan nennt! Hurkinder des Königs!

Damit wandte sich der Prinz ab, ergriff das Quée eines Billards, und fing an in größter Ruhe die Bälle zum Spiel zu ordnen, dann ging er an die Thür, öffnete sie und rief: ist der Graf da? Ruft ihn, ich will spielen. Während er die Billardkugeln ordnete, lachte er vor sich hin, indem er einmal über's andere ausrief: Fräulein von Blois! Das ist gerade die, die Sr. Majestät am wenigsten gelungen ist; sie hat eine rothe Nasenspitze und säuft wie ein Grenadier der Wache. Ein allerliebstes Prinzeßchen das!

Der Abbé entschlüpfte und brachte diese Nachricht, gemildert und in andern Worten als er sie empfangen, der Frau von Maintenon. Diese empfing sie ziemlich gleichgültig. Die Dame hatte mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun. Es

ist schon gut, entgegnete sie, man wird das schon machen ohne den Prinzen. Thun Sie nur das Ihrige. Sie verabschiedete den Abbé.

Durch den Herzog von Maine ließ sie seine Schwester, Mademoiselle von Blois, zu sich rufen. Die junge Dame verfehlte nicht sich rasch einzufinden. Um dies thun zu können, hatte sie ihre Toilette nur halb vollendet, zu der sie immer sechs Stunden brauchte. Doch gerade diese Eile, dieser halbvollendete Anzug gefiel der Frau von Maintenon. Sie begrüßte die Prinzessin mit Freundlichkeit.

Schon in der Messe gewesen? fragte die strenge, gebietende Dame.

Ich habe Dispensation wegen meines Unwohlseins! entgegnete die Gefragte.

Frau von Maintenon kam jetzt rasch auf den Gegenstand; sie berührte den Ruhm und das Ansehen, das der Prinz von Chartres sich durch seine Kriegsthaten, obgleich in sehr jugendlichem Alter stehend, erworben, und fragte alsdann am Ende ihrer Lobsprüche, ob Fräulein von Blois sich entschließen könnte, den jungen Mann zu heirathen.

Das Fräulein war wie aus den Wolken gefallen. Sie hörte zum erstenmal von diesem Plan, und obgleich sie zu indifferent war, um sich be-

sondere Grillen über die Wahl eines Mannes in den Kopf zu setzen, so war ihr dieser Vorschlag doch etwas zu sehr vom Zaune gebrochen. Sie erwiderte also erröthend: sie werde sich dies überlegen.

Es ist nichts zu überlegen! nahm Frau von Maintenon wieder das Wort. Se. Majestät wünscht es.

Alsdann, bemerkte das Fräulein, bin ich zu seinem Befehl.

Sie werden Ihr Betragen darnach einrichten, besonders gegen den Prinzen, der ein trotziger Wildfang ist, wie er denn nicht anders sein kann, da er der Sohn einer solchen Mutter ist! bemerkte die Frau von Maintenon.

Während das Fräulein fort ging, fast taumelnd von der Neuheit und dem Unerwarteten, das sie so eben gehört, und sich bedenkend, wie sie mit guter Manier dem jungen Prinzen eine überraschte Liebende, eine sich mit Hoffnungen im Geheimen Tragende würde darstellen können, sagte Frau von Maintenon zum Prinzen von Maine: Welche Anstalt, welche Mühe ein so unbedeutendes Ereigniß kostet! Sollte man nicht glauben, es wäre eine That der Wichtigkeit! eine Entscheidung, auf die etwas ankommt, und

es ist nichts weiter als eine Heirath zwischen zwei Leuten, die sich nehmen müssen.

Fräulein von Blois war das dritte Kind, das der König von der Marquise von Montespan erhalten hatte. Sie war durch ihren Hang zur Bequemlichkeit, durch ihr wenig vortheilhaftes Aeußere, und durch ihren Hang, ihr Leben auf dem Sopha liegend, zuzubringen, der Gegenstand der Spötterei ihrer Geschwister geworden. Fräulein von Nantes und der Herzog von Maine stichelten beständig auf dieses junge Mädchen, das zu ihren andern übeln Eigenschaften auch noch die übermäßige Liebe für eine gute Tafel und ein Glas Wein hinzufügte. Dabei war sie erst sechzehn Jahre alt. Der junge Prinz von Chartres, als sie wußte, daß sie ihm bestimmt war, fing an, der Gegenstand ihrer Beobachtungen zu werden, und er gewann von Tag zu Tag bei ihr. Sie entdeckte eine Menge lobenswerther Eigenschaften an ihm und machte dieses ihren Gespielinnen bekannt. Dies kam dem Prinzen zu Ohren, und schmeichelte seiner Eitelkeit. Er, seinerseits, begann nun das Fräulein einer nähern Prüfung zu unterwerfen, und auch sie hatte das Glück, daß sie ihm, wenn auch nicht gefiel, doch ihm weniger Kaltsinn einflößte als es ohne diese Umstände ge-

schehen wäre. Auch des Abbé Dubois Bemühungen blieben nicht ganz ohne Erfolg. Der Prinz war gewohnt, in dem Abbé den Theilnehmer oder Anstifter aller seiner geheimen Vergnügungen zu sehen, deshalb war ihm ein Wink von demselben stets beachtenswerth, wenn er auch nicht die Miene annahm, als wolle er sich danach richten.

So standen die Sachen, als dem Könige zu verstehen gegeben wurde, daß Alles jetzt auf ein Gespräch mit ihm und dem Vater des Prinzen ankäme. Hier war der König so ziemlich seines Erfolges sicher; er kannte seinen Bruder, er wußte, in wie weit Schmeicheleien bei ihm eindrangen, und er übernahm es, zur Abwechselung diesmal den Schmeichler zu spielen, eine ihm völlig ungewohnte Rolle. Er ließ den Herzog zu sich bitten, zu einer Zeit, wo dieser eine Einladung nicht erwartete und darum um so mehr eilte, sich einzufinden. Er trat in das Kabinet des Königs in gespannter Erwartung, was man ihm mittheilen würde. Die Röthe seines Gesichts, seit ein paar Jahren stehend geworden auf diesen bleichen Wangen, war besonders lebhaft und schmolz mit der der Nase zusammen, die besonders heute in glühendem Colorit stand. Die Augen des Herzogs

blitzten und sein übermäßig kleiner Mund war in die graziösesten Falten gelegt, die man sehen konnte. Er war ganz in Schwarz gekleidet, doch hatte sein Anzug eine Menge kleiner Koketterien aufzuweisen, die nur den Augen der Frauen, für die sie bestimmt waren, bemerkbar wurden. So hatte er jede einzelne schwarze Atlaspuffe und Schleife seines Wamses mit schwarzem Schmelz belegen lassen, und Streifen dieses blitzenden Schmuckes liefen die Beinkleider hinab, und vereinigten sich mit den diamantbesetzten Kniebändern. Die Strümpfe waren violet mit ganz feinen gelben Sreifen, die sich hinaufzogen und die etwas zu volle Wade mit Zierlichkeit einfaßten. Eine braune Perrücke deckte den dicken Kopf, der zwischen den Schultern etwas tief einsaß, so daß es das Ansehn hatte, daß dem Herzog das Seitwärtsblicken oder das Kopfwenden fast ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Der König, als der Herzog eingetreten, schien einen Augenblick damit beschäftigt, seine Gestalt mit der seines Bruders zu vergleichen, und diese Vergleichung fiel offenbar zu seinen Gunsten aus. Der König, obgleich nahe den Funfzigern, war eher mager als fett, war noch wohlproportionirt gewachsen, und trug in seinen Zügen noch die volle Bedeutsamkeit und

Frische der zweiten Jugend. Seine Wangen waren eingefallen, allein sie waren nicht vertrocknet, sie überzogen sich noch mit einem frischen Braungelb, sein Mund, dem die Zähne nicht fehlten, hatte noch die Wölbung, die Eleganz, die ihn zum Hauptreiz dieses ritterlichen und schönen Gesichts machten. Die Augen, nie sehr groß und lange nicht von so blitzendem Schwarz als es Monsieurs Augen waren, hatten dennoch mehr den Charakter eines frischen, muntern und kräftigen Sinnes. Mit einem Wort, der König, obgleich älter als sein Bruder, sah bedeutend jünger aus, und er schien dies auch zu wissen. Er schritt festen Trittes auf den Eintretenden zu, der sich ihm mit trippelndem Gange näherte. Mein theurer Philipp! redete er ihn an, darf ich wohl auf ein paar Augenblicke Deine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen?

Der Herzog riß die Augen auf, als er diesen gütigen Ton vernahm: er setzte sich und erwiderte in demselben Tone: Was steht Ew. Majestät zu Diensten?

Nicht Majestät und nicht Sire! rief der König. Wir Brüder sprechen mit einem Du; da haben die zufälligen Rangstufen der Gesellschaft nichts

zu thun. Es handelt sich um das Glück Deines Sohnes.

Der Herzog war von Neuem enttäuscht. Er hatte gehofft, der König werde ihm über die Kleidung, die er beim Feste des Ordens der Malthefer getragen, einiges Schmeichelhafte sagen, statt dessen kamen Familienangelegenheiten zur Entscheidung. Der König, der die Miene der Enttäuschung an seinem Bruder merkte, fragte ihn um den Grund derselben und der Herzog erwiderte lächelnd: Es ist nichts, liebster Herr Bruder, ich war der Ansicht, das Gespräch sollte über meine Schuhschnallen stattfinden, die ich von Orange genommen hatte, anstatt sie von Kirschroth herstellen zu lassen. Allein ich kann beweisen, daß das Bild eines Ritters, das ich besitze und das aus den Zeiten Franz des Ersten stammt, von dieser Farbe die Zierrath auf den Schuhen hat. Das nur beiläufig. Was wollten mir Ew. Majestät über meinen Sohn sagen?

Wir haben uns noch nicht so ohne Zeugen über die glorreichen Waffenthaten des jungen Mannes besprochen, hub der König an, und ergriff die Hand seines Bruders, die er drückte, von wem sollte er diesen Muth, diese edle Tapfer-

keit, dieses treffliche Betragen anders haben als von seinem edlen Vater?

O, zu gütig! rief der Herzog geschmeichelt. Mir hat das Schicksal, neben einem solchen Bruder stehend, nur wenig Raum für glänzende Waffenthaten gelassen.

Ich zögerte anfangs, fuhr der König huldreich fort, ob ich den Wunsch, den mir Ew. Liebden durch die Herzogin mittheilen ließ, gewähren sollte, indem mir das Alter des fast knabenhaften Jünglings zu sehr der Beachtung würdig schien, um ihn neben einen meiner erprobtesten Feldherrn zu stellen. Aber der Erfolg hat bewiesen, wie sehr ich mich getäuscht. Nun aber lieber Bruder, nun müssen wir daran denken, dem jungen Helden eine ihm würdige Gefährtin zu geben. Die Huld Amors begründe und befestige das Werk des Mars.

Allerdings! rief der Herzog.

Wie wäre es, nahm der König wieder das Wort, wenn ich mich herbeiließe, eine meiner Töchter —

Ach! schrie der Herzog, vor Erstaunen und Verwunderung fast sprachlos.

Eine meiner Töchter — widerholte der König.

Meinem einzigen Sohne? Ach, Ew. Majestät — rief der Herzog nochmals.

Haben Sie, mein Bruder, noch einen Sohn außer diesem? rief der König mit einem spitzigen Lächeln; oder hoffen Sie noch einen zu bekommen?

Dem Herzog fielen bei diesen Fragen die unmenschlichen Anstrengungen ein, die es ihm gekostet, diesen Erben ins Leben zu rufen, so daß er zusammenbebte bei der Frage, ob vielleicht ein zweiter Sohn unterwegs sei.

Nein, Ew. Majestät, erwiderte er; mein Ausruf bezog sich nur auf einen einzigen Sohn, dessen Schicksal man doppelt bedenken müsse, ehe man über dasselbe entscheide.

Da habt Ihr Recht, geliebter Herr Bruder. Was das Bedenken betrifft, so sind wir so eben dabei. Ich gebe meiner Tochter eine Ausstattung, wie sie nur ein König seiner Tochter geben kann. Sie ist eine Tochter Frankreichs, als wenn sie im rechtmäßigen Ehebette erzeugt wäre.

Der Herzog sagte hierzu nichts, sondern machte nur eine Miene, die halb wie Bewunderung, halb wie eine Geringschätzung aussah. Der Bruder kannte dieses Gesicht: es war noch nicht genug

der Schmeichelkunst aufgetragen worden, er fuhr also weiter fort.

Der Prinz bleibt Prinz! Er ist Ihr Sohn und der Sohn einer der ersten Fürstentöchter. Ich habe die größte Achtung vor dieser Verbindung. Auch möchte ich nicht, daß man mir vorwürfe, daß ich ohne die geringste Schonung in diesem schwierigen Punkte verfahren sei. Allein die ausgesprochene Neigung, die die beiden jungen Leute für einander haben, bezeugt die Richtigkeit meines Scharfblicks in derlei Verhältnissen, und läßt mich kühner handeln, als ich sonst gehandelt hätte, wenn dieser Plan nur aus meinem Haupt entsprungen wäre.

Die ausgesprochene Neigung? widerholte der Herzog. Davon ist mir in der That nichts bekannt.

Weil Sie nie auf dergleichen Achtung geben! rief der König mit übler Laune. Ich weiß nicht, wo Sie Ihre Augen haben, allein auf die wirklichen Dinge in der Welt sind sie niemals gerichtet.

Ei, das wäre! bemerkte der Prinz.

Eine Schuhschleife hat mehr Interesse für Sie, als das Herz Ihres Kindes.

Ich muß um Entschuldigung bitten. —

Nun denn! Eingeschlagen! Wozu die lange Berathung! rief der König, indem er sich erhob und den Herzog mit sich vom Stuhle zog. Wir Beide halten das Schwert in Händen, an uns ist's, zuzuschlagen! —

Ich habe nicht gewußt, bemerkte der Herzog, daß eine Ehe eine Art Hinrichtung sei.

Du übernimmst es, lieber Bruder Philipp, Deiner Frau Gemahlin meine, Deine Willenserklärung zu bringen.

Der Herzog fuhr bei diesen Worten zusammen, als würde ein Schlag nach seinem Haupte geführt. Meiner Gemahlin, der Herzogin von Orleans, soll ich diese Ehe bekannt machen?

Wer sonst? rief der König, indem er sich emporrichtete und den Bruder lächelnd ansah. Seid Ihr nicht der Herr? Ist sie nicht die Frau? Wird sie zögern, Euern Willen zu thun? —

Ich werde ihr ankündigen, daß dieser Befehl von Ihnen, mein Bruder, stammt, und daß ich mich darein gefügt habe. —

Der König zuckte die Achseln und sah verächtlich zur Seite.

Ich setze mich sonst dessen aus, fuhr der Herzog in heftige Aufregung gerathend, fort, daß sie Erde und Himmel über mein Haupt zusammen-

beschwört. Sie kennen sie nicht, mein Bruder! Ihr ist die Ehe ihres einzigen Sohnes Alles in Allem, und ehe ich sie dahin bringe, daß sie diese Heirath zugiebt, eher kann ich hoffen, sie auf einem Schiebkarren auf die Thurmspitze von Notredame zu bringen.

Eine Heirath mit meiner Tochter! rief der König, nun ebenfalls in Zorn gerathend, ich kenne Madame nicht wieder in dieser unnatürlichen Weigerung. Es ist nicht möglich! Sie sehen diese Sache zu schwierig an. Ich wüßte keinen Fürsten Europas, der eine Heirath mit meiner Tochter nicht willig annähme.

Denken Sie an den König Wilhelm, und was er Ihnen antwortete, als er noch Prinz von Oranien war, rief der Herzog. Die hohen Herren denken über diesen Punkt ganz besonders schwierig. Die Genealogie ist eine Sache, mit der sich nicht spaßen läßt. Was heute ein lebender Herrscher befiehlt, morgen, wenn er todt ist, macht ein Anderer etwas Anderes daraus. Man kennt das! — Dies sage ich nicht, als sollte es eine Weigerung von meiner Seite bedeuten: ich gebe die Heirath zu, obwohl seufzend, indem ich sie als Strafe für meine Sünden betrachte. Auch wird mein Sohn nie König von Frankreich werden, da

stehen zu viel gesegnete Häupter zwischen ihm und dieser kühnen Hoffnung, ich theile solche Bemerkungen nur Euch, meinem Bruder mit, um an die Hinfälligkeit aller irdischen Macht und alsdann auch an die Protestation der armen, zärtlichen Mutter zu mahnen, der wir Beide so eben das Messer in die Brust stoßen wollen.

Der König schien diesen ehrenwerthen Widerstand bei seinem Bruder nicht erwartet zu haben. Er schwankte einen Augenblick, dann sagte er: Wir wollen den Knaben den ersten Schritt machen lassen. Befehlen Sie ihm, daß er seiner Mutter seine Heirath ankündige, und dabei hinzufügen, daß es Ihr Wille sei. Wir wollen sehn, wie sie ihn aufnimmt.

Der arme Junge! rief der Herzog, doch er hat Dreistigkeit genug, es mit dem Teufel aufzunehmen. Ich werde unterdessen eine kleine Reise unternehmen.

Thun Ew. Liebden das! rief der König. Sie wird in ihrer Furie zuerst, wenn sie Sie nicht findet, zu mir kommen. Sie möge kommen. —

Die beiden Brüder trennten sich, gegenseitig ausnehmend zufrieden mit der Weise, wie sie sich gegen einander betragen. Dem Herzog kam es nicht in den Sinn, daß er von seinem Bruder

überlistet worden, er fand nur, daß er sich in einer schwierigen Lage mit würdigem Anstande benommen, und der König wünschte sich Glück, seinen Plan mit so geringer Mühe gelingen zu sehen. Freilich konnte er der Zustimmung seines Bruders gewiß sein, doch er hatte gefürchtet, daß dieser sie sich mit großer Gefälligkeit von Seiten des Königs würde bezahlen lassen. Er war gefaßt, die Abtretung von einem paar Herrschaften, die bereits schon früher der Gegenstand des Streites zwischen den Brüdern gewesen, zu vollziehen; allein der Herzog dachte zu edel, um persönliche Vortheile mit in die Verhandlung zu ziehen; er war hierin seinem Bruder überlegen, der gern überall, wo es sich nur irgend thun ließ, Ländererwerb für erlaubt hielt. Damit war eine ungleiche und unglückliche Ehe beschlossen, nur fragte es sich, was die Herzogin dazu sagen würde, doch war jedenfalls auf ihren Widerspruch der König vorbereitet.

Die mütterliche Antwort.

Der Herzog hatte seinem Sohne befohlen, seine Vermählung mit dem Fräulein von Blois, seiner Mutter anzukündigen, mit der Bemerkung, daß dies allein sein Wunsch sei, und daß der Vater noch nichts davon wisse, daß er aber hoffte, diesen auf seine Seite zu bekommen. Der junge Mann hatte sich diesem Befehl in Gehorsam gefügt, zugleich aber bemerkt, daß dieses Verfahren gar keine oder wenigstens ein sehr mißgünstiges Resultat nach sich ziehen würde. Doch hatte der Herzog auf seinem Willen bestanden, und war abgereiset.

Unterdessen hatte Charlotte von den Damen ihrer Umgebung, besonders von der Herzogin von Charteauroux, die ihre Vertraute war, bereits von

der Neigung sprechen hören, die ihr Sohn für die natürliche Tochter des Königs gefaßt, ebenso wie von deren Liebe zu dem jungen Prinzen. Da ihr aber von den betreffenden Personen nichts davon bekannt gemacht wurde, so beharrte sie mit großer Stille, bereit mit ihrer Warnung heranzutreten, wenn es an der Zeit wäre. Dieser Moment ließ nicht auf sich warten.

Die Herzogin pflegte besonders in den Nachmittagsstunden mit ihrem Sohne allein zu sein. Zuweilen waren die Herzogin und zuweilen auch die Räthin alsdann bei ihr. Sie ergötzte sich, die muntern Reden des jungen Prinzen, sein gesundes Urtheil über die Personen seiner Umgebung und seine Scherze mit anzuhören, die er mit großem Freimuth vorbrachte. Mutter und Sohn harmonirten vortrefflich. Charlotte konnte sich denken, wenn sie ihren Sohn betrachtete, daß wenn das Schicksal ihren Lieblingswunsch hätte erfüllen wollen, sie ein Knabe geworden wäre, grade in dieser Weise, wie ihr Sohn sich ihr zeigte: dieselbe Kühnheit, dieselbe Unerschrockenheit, dasselbe Lebensfeuer und die frische kräftige Jugendlust, wie sie in der Brust dieses Jünglings herrschten. Dabei war sein gesunder und fester Körperbau ein Erbtheil, das sie ihm zugebracht, so wie das

nicht gerade schöne, aber eigenthümliche und charakteristische Gesicht, voll strotzender Gesundheit und voll blitzender Lebensfrische. Nur die ihm innewohnende Verstellungsgabe war ein Geschenk des Vaters; aber sie hielt nicht lange an, immer von Neuem trat die natürliche Offenheit und Gradheit seines Wesens an deren Stelle.

Mama, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, hub der junge Mann an, indem er einen beobachtenden Blick auf die zwei Damen gerichtet hatte, die Beide beschäftigt waren, sich eine Neuigkeit des Hofes mitzutheilen.

Obgleich der junge Prinz schon Schlachten mitgemacht und er einen ziemlich hohen militärischen Rang bekleidete, herrschte doch das alte mütterliche und kindliche Verhältniß zwischen Beiden, wie es von früherher üblich gewesen.

Was denn, mein Junge? fragte die Herzogin, die gleichgültig die Maschen ihrer Stickerei überzählte, durchaus nicht vorbereitet auf das, was jetzt kommen würde.

Ich bitte um Aufmerksamkeit! rief der Jüngling, indem er den Zustand der Mutter beachtete. Das, was Sie jetzt hören werden, werden Sie nicht alle Tage vernehmen. Es ist etwas höchst Wichtiges und Einflußreiches.

Nun, da bin ich neugierig, mein Sohn! sagte die Herzogin.

Ich wünsche mich zu verheirathen.

So!

Die Zeit ist dazu da, wie ich meinen sollte. Ich bin nahe an achtzehn Jahre. In dieser Zeit hat der Dauphin geheirathet, und er ist jetzt bereits Vater; er hat zwei Söhne und wird das dritte Kind baldigst erhalten.

Zu was soll das?

Zu was? Das sollen Sie sogleich hören, rief der Prinz. Der Abbé Dubois hat mich versichert, daß ich sehr viel Neigung zu Frauenzimmern habe; selbst kann man das nicht so genau wissen. Zwar ich bekenne es, hier und da gefällt mir ein Gesicht, aber es ist immer vorübergehend.

Die Herzogin verhielt sich ruhig. Sie lauerte auf ein Bekenntniß.

Nun hab ich mein Auge hierhin, dorthin geworfen. Ueberall nichts von Bedeutung! Nichts von Geltung! Nichts Außerordentliches!

Kind, Du treibst Possen! rief jetzt die Herzogin böse. Du ermüdest mich! Sprich grade hinaus, Du weißt, das lieb ich.

Gut! Ich werde heirathen, und bitte Sie um Ihren mütterlichen Segen.

Wo ist die Braut?

Des Königs natürliche Tochter, Mademoiselle von Blois.

Kaum war der Name heraus, als die Herzogin aufsprang, ihren Sohn an der Schulter faßte und ihm eine derbe Ohrfeige gab. Unterstehe Dich! rief sie, schlechter Bub, mir mit solchen Späßchen zu kommen.

Der Herzog hielt die geschlagene Wange, und war nahe daran, vor Zorn und Aerger in Thränen auszubrechen.

Der Vorfall hatte beide ältliche Damen aufgeschreckt; sie kamen herbei, und suchten die Herzogin zu beschwichtigen, die noch roth vor Zorn und Aufregung dicht neben dem Sohne stand.

Es ist abscheulich! sagte sie, was der elende Junge mich ärgert!

Madame! rief der junge Mann, zitternd vor Wuth. Sie haben einen Neffen von Sr. Majestät dem Könige, Sie haben einen Sohn von Frankreich geschlagen, Sie sehen mich nie wieder!

Er ging, die Herzogin rang die Hände und brach in Thränen aus. Die Räthin umfaßte sie und hielt ihr ein Fläschchen mit flüchtigen Salze vor.

Die Herzogin eilte dem Prinzen nach, um ihn zurückzuführen. Also doch wahr! rief Charlotte, also doch wahr! Philipp! wo ist der Junge? —

Die Herzogin von Charteaurour hatte ihn um den Leib gefaßt, und zerrte ihn in das Zimmer hinein. Die Herzogin stürzte von Neuem auf ihn los. Beide Frauen warfen sich zwischen Mutter und Sohn! Sprich! rief die Mutter; von wem hast Du dieses erbärmliche Schelmstück? Aus Deinem eigenen Kopfe ist es gewiß nicht gekommen: darauf wollte ich wetten.

Der Herzog wandte sich ab, und antwortete nicht.

So sprich Bube! schrie Charlotte, außer sich vor Wuth. Willst Du sprechen, oder soll ich Dir nochmals die Zunge lösen?

Um Gottes Willen, beste, edelste Freundin! rief die Herzogin von Charteaurour, nur nicht diese schreckliche Scene wiederholen! Und Sie, mein Prinz, bedenken Sie, daß Ihre Mutter zu Ihnen spricht, der Sie Gehorsam schuldig sind. Reden Sie, machen Sie durch Unterwürfigkeit, durch Aufmerksamkeit auf die Wünsche Ihrer Frau Mutter alles wieder gut.

Meine Ehre ist verletzt! rief der Prinz.

Nicht doch, mein Prinz! rief die Herzogin:

Niemand hat diesen Auftritt erlebt als die Räthin und ich, und auf uns beide können Sie sich verlassen, daß wir nichts wiedersagen werden.

Nun, werde ich endlich eine Antwort bekommen? fragte die Herzogin.

Wenn Sie in diesem Tone fragen, kein Wort! entgegnete der junge Prinz, und sah mit stolzem, festem Blick seine Mutter an.

In athemlosem Erstaunen betrachtete ihn diese.

Die Söhne Frankreichs sind nur dem Könige Gehorsam schuldig. Ich eile zum Könige und werde mir seine Befehle erbitten.

Geh, Undankbarer! rief die Herzogin, und komm mir nie wieder vor Augen.

Sie fühlte sich schwach werden, und wurde von den Frauen zu einem Sitze geleitet. Dieser Anblick änderte im raschblütigen Jüngling die Stimmung. Er näherte sich seiner Mutter, erfaßte ihre Hand, und sah sie mit einem bittenden und zärtlichen Auge an.

Sie entzog ihm die Hand, und winkte ihm zu gehen.

Mama! ich kann nicht mit einer Lüge von Ihnen gehen, rief der Prinz, wir sehen uns vielleicht niemals wieder! Erfahren Sie denn. —

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und der Herzog trat ein.

Charlotte erhob sich und grüßte ihn ehrerbietig.

Der Herzog war Willens gewesen abzureisen, war aber nicht gereist, sondern hatte sich in den Hinterhalt gelegt, um den Ausgang der ganzen Angelegenheit zu beobachten. Jetzt, da er vernahm, daß sein Sohn nahe daran war, seinen Namen zu nennen, fand er es für gut, ihm zu Hülfe zu eilen.

Er stand mitten im Zimmer, roth, aufgedunsen, mit dem gedrungeren Lächeln auf der Lippe, das ihm eigenthümlich war, wenn er in Verlegenheit sich befand, was immer der Fall war, wenn man ihn mit irgend einer Zumuthung oder Antwort überraschte.

Hahaha! Was giebt es? fragte er. Die Damen scheinen in Aufregung. Was giebt es, Philipp? Rede, mein Sohn, was ist vorgefallen?

Alle schwiegen.

Nun? rief der Herzog, immer lachend, was soll ich davon denken? Ist's ein Geheimniß für mich? —

Durchaus nicht, mein Herr! entgegnete Charlotte. Der Prinz hat mir soeben erklärt, daß er

meine Einwilligung zu einer Verheirathung mit dem Fräulein von Blois, mit des Königs natürlicher Tochter verlangt. Sind Sie davon unterrichtet, mein Herr?

Diese Frage war eine sehr kitzliche! Sie geschah so plötzlich und so direkt, daß der Herzog nicht wußte, was er in der Geschwindigkeit antworten sollte. Er wiegte daher den Kopf, sah bald auf den Sohn, bald auf die Mutter, und antwortete dann: Es ist seltsam, denselben Wunsch hat er mir heute Morgen vorgetragen.

Und Sie haben darauf geantwortet?

Nichts, meine theure Herzogin, nichts! Ich habe geforscht, wo die Sache ihren Anfang genommen hat, und da hat man mir Wunderdinge berichtet.

Die ich zu hören wünsche.

Der König —

Ach! da haben wir's! rief die Herzogin plötzlich in ihrer völligen Fassung. Also von dort her kommt der Schlag! Ich habe meinem armen Jungen umsonst weh gethan. Komm, mein Bub, wir wollen zusammen denken und überlegen, wie wir das Netz zerreißen, das die verrätherische Spinne Dir und mir um die Beine gewickelt hat.

Ihr hättet Beide nicht zugeben sollen! Ihr seid Beide Männer wie sie nicht sein sollen.

Die Herzogin von Charteauroux und die Räthin hatten sich entfernt, als der Herzog eingetreten. —

Der Herzog hatte den letzten Theil der Rede überhört. Er war an's Fenster getreten, und sah zerstreut sich die rothe und gelbe Decke an, die man auf die Stufen der großen Treppe gebreitet hatte, wegen des Regenwetters, da der König ausfahren wollte. Er wandte sich jetzt zu seiner Gemahlin und sagte: Ihr thut der Frau von Maintenon Unrecht, wenn Ihr sie allein verantwortlich macht für das was geschehen. Sie ist nicht Schuld an diesem Heirathsplan: das ist der König allein, der sich's nicht nehmen läßt, über das Schicksal seiner Kinder Bestimmungen zu treffen.

Er hat mit Euch darüber gesprochen? fragte die Herzogin.

Er hat es gethan, erwiderte der Herzog, und daraus habe ich gesehen, daß es recht eigentlich sein Wille ist. Darum werden wir gar nichts dagegen auswirken, wenn wir auch auftreten wollten.

Die Herzogin schwieg.

Bedenket selbst, fuhr der Herzog fort, wie wir hier am Hofe gestellt sind. So nah ich dem Kö-

nige stehe, so gewiß ist's auch, daß ihm über mich alle Macht gegeben ist, die nur irgend dem Chef eines Hauses zusteht. Ich bin sein Eigenthum, er kann über mich verfügen wie er will, und ich habe keine andere Rettung, als offene Empörung. Es aber dazu kommen lassen, davor soll mich der Himmel und seine Heiligen bewahren. Er ist mein vielgeliebter Bruder, und ich hänge an ihm wie mit Banden der innigsten Zärtlichkeit. Als er mir den Plan mittheilte, erschrak ich, denn mir fiel sogleich Ihre Opposition ein! Im Grunde gefragt, worauf basirt sich diese Opposition? Sie wollen, daß unser Sohn eine ebenbürdige Prinzessin heirathet? Wo ist jetzt eine solche zu haben, mit der zu alliiren es Frankreich Ruhm oder Nutzen brächte? Und dann wäre es wieder eine Fremde, und der Grundsatz des Königs geht da hinaus, die Einheit seines Hauses und seiner Familie so wenig wie möglich zu zersplittern. Hier findet sich nun ein Fall, wo er seiner Ansicht nach ohne Gefahr handeln kann, denn mein Sohn ist so gut wie sein Sohn. Die legitimirte Prinzessin ist kein uneheliches Kind mehr, und die Aussteuer, die er der Tochter giebt, wird sich höher belaufen, als sie irgend ein Fürst in Europa geben kann.

Frau von Maintenon hat ihm diesen Plan eingegeben! rief die Herzogin.

Glauben Sie doch das nicht! rief der Herzog. So wie ich meinen Bruder kenne, ist das ein Ding der Unmöglichkeit. Frau von Maintenon mag darin eingestimmt haben, weil sie wußte, daß sie Sie dadurch kränken und beleidigen kann, allein den König dazu bewogen, hat sie sicherlich nicht. Auch ist sie gegenwärtig zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Ich werde den König selbst sprechen.

Thun Sie das! Sie werden bestätigt finden, was ich Ihnen sage; rief der Herzog. Nichts wird durch eine solche Unterredung erreicht werden, als daß der König kühl gegen Sie wird, und die Heirath wird dennoch zu Stande kommen.

Er entfernte sich bei diesen Worten, und ließ die Herzogin mit ihrem Sohne allein. Sie ging im Zimmer auf und ab, und blieb endlich vor dem Prinzen stehn.

Also auch Dich soll ich hingeben, mein Sohn! Auch Du sollst das Schicksal der Mutter theilen, daß der Geier Politik Dir das Leben wegfrißt! Auch als Mutter fällt die Furie mich an, die mir schon den Brautkranz als eine Last aufs Haupt drückte, die mir mein Heimathland verwüstete,

hier raubt man mir den Sohn aus den Armen, um ihn an ihrem Altare zu opfern! O Frankreich, Frankreich! Du Nagel an meinem Sarge! —

Sie zerfloß in Thränen.

Der Prinz hielt sie umschlossen und legte sein Haupt auf ihre Schulter.

Die Heirath der Frau von Maintenon.

Die Herzogin gab jeden Widerstand auf, sie folgte hier nicht sowohl dem Rathe ihres Gemahls, sondern der eigenen Ueberlegung; sie gab sich nur Mühe zu erforschen, wer derjenige gewesen war, der zuerst dem Prinzen von diesem Plan gesprochen, und da erfuhr sie, daß es der Abbé Dubois gewesen. Von diesem Augenblick an warf sie einen Haß auf diesen Mann, den sie für treu, ihr ergeben und für einen sorglichen Erzieher gehalten hatte. Sie erkannte, daß er nur einen schädlichen Einfluß auf den Prinzen ausübe, und machte sich daran, ihn von dem jungen Manne zu entfernen. Dies war jedoch nicht so leicht. Der Prinz, unter dem Scheine seiner Mutter gehorsam zu sein, behielt den Abbé dennoch bei sich, und da er jetzt nichts mehr

in seiner Erziehung zu sagen hatte, als Gesellschafter, als guten gefälligen Gelegenheitsmacher, als Mann, der den Hof und alle die Winkelzüge kannte, die man hier zu gehen hatte, um zu etwas zu gelangen.

Der König war überrascht von der guten Manier, mit der Madame ihre Einwilligung zu der Heirath gab. Er ahndete nicht, was ihr dieses Spiel vor der Welt kostete, aber sie war nie dazu zu bewegen, einen Schritt selbst in der Sache zu thun. Sie empfing die ihr gegebene Tochter, nicht als Tochter, sondern als Gemahlin ihres Sohnes. Nichts konnte der Kälte gleichen, mit der sie die Prinzessin behandelte: keine Miene des Beifalls, eine wenn noch so kleine Bezeugung von Gunst und Freundlichkeit, nur die strengste Etiquette, die kälteste und ausgeprägteste Hofform. Der Herzog suchte gut zu machen, was seine Gemahlin verschuldete; er war der freundlichste, zuvorkommendste Schwiegervater und die junge Prinzessin schien sich damit auch begnügen zu lassen. Ihre Apathie, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit, war grenzenlos. Sie ging diese Heirath ein, wie man eine Spielparthie bei Hofe annimmt.

Der König, dem dieses Alles gezeigt und verborgen wurde, je nachdem es angenehm oder un-

angenehm zu sehen war, gab seine höchste Befriedigung zu erkennen. Er überschüttete Madame mit Freundlichkeit und nöthigte ihr ein Geschenk auf von dreißigtausend Dukaten, die in einer kostbaren Chatoulle verborgen waren, die er selbst der Herzogin überbrachte. Dem Herzog wurde eine ähnliche Erkenntlichkeitsgabe gewährt; der Prinz erhielt ein Regiment. Die Ausstattung des Fräuleins von Blois war nach Maaßstab der einer regierenden Königstochter eingerichtet. —

Es ist nun auch von der Heirath des Königs zu sprechen.

Sie kam in der That zu Stande.

Dank sei es den Bemühungen der Dame selbst und ihrer Freunde, des Beichtvaters des Königs, La Chaise und Bossuets, die ihr zu Gunsten redeten, während der Dauphin und Louvois, selbst Fénélon sich eifrig dieser Heirath widersetzten. In einer Kapelle des Versailler Schlosses wurde unter Zuziehung weniger Zeugen Ludwig XIV. der Mann der Wittwe Scarron. Louvois war nur unter der Bedingung Zeuge des ausdrücklichen Versprechens des Königs, die Heirath nie zu veröffentlichen. Dem Dauphin wurde die Einwilligung zu entlocken gesucht, durch das Versprechen eine natürliche Tochter vom ihm, die er

von Fräulein von la Force hatte, zu legitimiren, einen Vorschlag, den er empört ausschlug.

Von diesem Augenblick an nahm der Hof diejenige ernste Haltung an, die er bis zum Tode des Königs beibehielt, und die darin bestand, daß man alle Vergnügungen, die man genoß, mit einem Beisatz von Heuchelei und affektirter Sittenstrenge mitmachte. Der König, der nahe an funfzig Jahr, die Frau von Maintenon, die darüber hinaus war, begünstigten diese Stimmung, nur trachtete die, auf eine so seltene Art erhöhte Favoritin danach, auch öffentlich anerkannt das zu sein, was sie im Geheimen war, allein diese Hoffnung schlug fehl. Trotz aller Bemühungen, trotz dem, daß der König mehr als einmal es ihr versprochen, trotz dessen, daß man sogar Geister Verstorbener heraufbeschworen, um die Angelegenheit zu betreiben, schlug sie dennoch fehl. Nichtsdestoweniger nahm Frau von Maintenon doch eine Stellung an, die vor ihr und nach ihr keine Frau, ausgenommen die Königin, an diesem Hofe eingenommen hatte. Sie besaß ihre Gemächer dicht neben denen des Königs, sie war stets in seiner Gesellschaft, und der König arbeitete sogar in ihrem Zimmer, wo die Minister vorher erst von ihr bestimmt und

eingenommen nach ihrem geheimen Rathe stimmten. Die Ordnung der Plätze war folgende: zuerst der Stuhl für den König, dann der für Frau von Maintenon, dann ein leerbleibender Stuhl, wo sie ihr Arbeitskörbchen darauf liegen hatte. Der König empfing in ihren Zimmern, wenn er Gesellschaft sah; sie ließ die Prinzessinnen, bis zur Dauphine hinauf, zu sich kommen, ging aber selbst zu keiner; und in welchem Tone sprach sie mit diesen königlichen Kindern! Man konnte kaum die Ausdrücke einer erzürnten Wäscherin von denen der Gemahlin des Königs unterscheiden. Und sie war fast immer böser Laune. Die Prinzessinnen schlichen nur furchtsam zu der allgewaltigen Dame. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Demüthigung vor ihr machte der Dauphin. Offen legte er den Widerwillen an den Tag, den diese Stiefmutter ihm einflößte. Er blieb beharrlich, trotz der wiederholten Einladungen des Königs an seinem kleinen Hoflager zu Meudon, und nie erblickt man ihn in den Gemächern der Frau von Maintenon. Diesen Haß vergalt ihm die Dame redlich. Einen gleichen Widerspruch fand sie von Seiten Madame's, der Herzogin. Man fürchtete, dies würde ihr die Gunst des Königs

völlig entziehn, doch Ludwig wußte zu genau, wie aufrichtig und treu ihn die Herzogin verehrte, als daß er hier nicht eine Ausnahme gelten, und die er nur bei der Herzogin und seinem Sohne stattfinden ließ.

Bemerkungen.

Wir kehren zu dem Schicksal Georgs zurück. Während er in Hannover sich befand, waren Madeleine und Susanne in Celle bei einem Verwandten des Vaters. Der Zustand des armen Geschöpfes konnte der Frau, bei der sie wohnten, kein Geheimniß bleiben; dieser schrieb an den Arzt, und der beeilte sich, seine Geschäfte abzubrechen um mit Besorgniß und Liebe von der kranken Schwester zu der ebenfalls erkrankten zu eilen. Als er ankam, legte ihm Madeleine eine aufrichtige Beichte ab, und der bekümmerte Vater wußte nun, woran er war. Sein erstes Gefühl war Unwille mit Georg, der sein Versprechen gebrochen, alsdann griff eine mildere Ansicht um sich. Er vernahm, daß der junge Mann die feste Absicht

hatte, durch das Band der Ehe sein Versehen wieder gut zu machen, und daß er nur der Wiederkunft des Vaters gewartet hatte, um mit diesem über sein Vorhaben zu sprechen. Gervais wußte jedoch seinerseits sehr bestimmt, welche Ansicht seine Wohlthäterin über eine Ehe Georg's und gerade über diese hatte, und er sagte entschlossen, lieber sein Kind der Verlassenheit preis zu geben, als die zu beleidigen, der er mit unendlichem Danke und mit warmer Ergebenheit verbunden war. Als Georg nach Celle kam, entdeckte er ihm diesen Entschluß. Madeleine bleibt in meinem Hause! rief er, sie soll dort Schutz und väterliche Fürsorge für sich und ihr Kind finden, das ich wie mein eignes Kind lieben werde, aber von einer Ehe mit euch kann nicht früher die Rede sein, als bis die Herzogin ihre Augen geschlossen. Ueberdauert, Ihr, mein Freund, diese, hoffentlich noch lange Zeit, und seid Ihr dann noch frei, so kommt, und holt sie Euch.

Von diesem Entschluß war bei dem festen Charakter des Arztes keine Aenderung zu erwarten. Er hatte sich einmal über diese Angelegenheit ausgesprochen, er erwartete, daß man sich darnach richten werde. Madeleine hing an Georg's Halse und dieser tröstete sie so gut er konnte. Man

machte aus, daß Georg jetzt nach Paris zurückreisen sollte, und der Herzogin, ohne ihr das Mindeste von dem, was vorgefallen, zu erwähnen, Bericht abstattete über die Dinge in Hannover, die er mit erlebt hatte, und unterdessen wollte Madeleine, ruhig im Hause ihres Vaters den Verlauf ihres Zustandes abwarten. Briefe sollten Georg in Kenntniß erhalten, wie es mit dem Arzte stände. Arthur's Schicksal war um vieles glücklicher. Er erhielt Susanne und dachte dann in der Nähe von Hannover sich anzukaufen, um dort bei dem Vater und der Schwester zu wohnen. Georg nahm mit traurigem Herzen von den Lieben Abschied und wählte von Briefen der Kurfürstin begleitet seine Straße nach Paris.

Er kam dort an, wie bereits alle Stürme, die dort wütheten, ausgetobt hatten. Der junge Herzog war bereits vermählt und im Begriff, Vater zu werden. Des Dauphins ältester Sohn, der Herzog von Burgund, näherte sich seinen Jünglingsjahren, während der zweite Bruder, der Herzog von Anjou, nachmaliger König von Spanien, ein schönes Kind war, dem nur der Fehler anhaftete, daß sein Wuchs nicht ganz grade war, das bei dem Herzog von Burgund ebenfalls stattfand, und sich hier so weit steigerte, daß er völlig

puckligt geworden war, und zwar dies aus dem Grunde des Heilmittels, das man dagegen gebraucht hatte, eine eiserne Stange, die da machte, daß der Knabe sich frühzeitig von dem Eisen abwendend, diese Richtung seinem Körper gegeben hatte. Der Herzog von Berri war das jüngste Kind des Dauphins, und bald nach der Geburt dieses Sohnes starb die Dauphine an Zufällen, welche vermuthen ließen, daß sie Gift bekommen. Hiermit war das Zeichen gegeben zum Beginn der zahllosen Unglücksfälle, die die Familie des Königs im Verlauf weniger Jahre betreffen sollten, und die fast alle ein zweifelhaftes Ansehn hatten, so daß bei Allen die Vermuthung sich einstellte, sie seien nicht Folge natürlicher Krankheitsfälle, sondern Ergebnisse frevelhaften Verfahrens.

Es wird hier Zeit sein, etwas über die übrigen Kinder des Königs zu sagen. Von dem Grafen Vermondois und seinem Tode haben wir schon gesprochen. Es war ein bildhübscher junger Mann von siebzehn Jahren als er starb, und man sagt, daß jene Leidenschaft daran Schuld war, der er sich rücksichtslos überlassen, und die ihm der junge Marjan Lorraine, und die Lieblinge des Herzogs, mitgetheilt. Seine Schwester, das erste Fräulein von Blois, eine liebenswerthe junge Dame, war

von dem Könige sehr vorgezogen, und von ihm dem Prinzen von Conti, den eine Faktion des polnischen Reichstags zum König wählte, der jedoch von August dem Starken verdrängt wurde. Er lebte so ausschweifend, daß sein nicht sehr kräftiger Körper frühzeitig unterlag. Diesen beiden Kindern der Herzogin von La Vallière folgten die der Montespan. Da war der Graf von Vexin der älteste; er war Abt von St. Denys und starb im Alter von elf Jahren. Von dem Herzog von Maine haben wir schon gesprochen: nach dem Portrait, das der Herzog von St. Simon von ihm machte, war er einer der schwärzesten Dämonen der Hölle, gebannt in eine liebenswerthe Form voll schmeichelnder Freundlichkeit, aber tückisch, boshaft, verschlagen, wo er es nur glaubte sein zu dürfen. Der Verlauf unserer Geschichte wird ihn uns zeigen wie er war; der Beginn derselben hat es bereits versucht, wenn wir uns erinnern, mit welcher Ergebenheit und Freude er den teuflischen Auftrag ausführte, der seine Mutter um alle ihre Hoffnungen brachte. Er war unbedingt ergeben der Frau von Maintenon, die ihm dies mit gleicher Gunst vergalt. Seine Schwester, das Fräulein von Nantes war eine angenehme, liebliche Erscheinung, die auf den König stets eine

wohlthuende Wirkung machte. Sie glich einer schönen Schlange, die bunt von Farbe im Gebüsch dahinglitt, die aber ihren giftigen Zahn hatte, den sie brauchte, gegen wen sie gerade wollte. Ihrer Spottsucht, ihrer Satire entging nichts. Sie war es gewesen, die bei Gelegenheit der Verheirathung des Königs mit Frau von Maintenon ein beißendes Epigramm veröffentlichte, das den Zorn des Monarchen in einem Grade reizte, daß er Auftrag gab, um jeden Preis den Verfasser aufzufinden. Man sagte ihm, daß es von seiner eignen Tochter stamme, und er befahl, jede Untersuchung niederzuschlagen. Ein zweites Spottgedicht entstand bei Gelegenheit, als ihre Schwester den Herzog von Chartres heirathete. In diesen Versen warf sie ihr die Neigung zum Genuß geistiger Getränke vor. Die Herzogin erwiderte ihr in einem ebenfalls beißenden Epigramm, daß sie nicht zur Dichterin geboren sei, und besser thäte, Apollos Lyra unberührt zu lassen. Sie war eine lebhafte Feindin der Frau von Maintenon, der sie auf alle Weise Possen spielte, und zwar waren diese oft sehr kränkender Natur. Der König verheirathete sie mit dem Herzog von Bourbon, wodurch sie Schwiegertochter des großen Condé wurde. Die zweite Tochter ist

das uns bereits bekannte zweite Fräulein von Blois, die den Herzog von Chartres heirathete.

Diesen folgte der Graf von Toulouse, verheirathet mit einem Fräulein von Noailles. Dieser junge Mann war ein sanfter, gutgesinnter Charakter, der sich wenig in die Händel bei Hofe mischte, und den man nie umsonst aufforderte, wenn es galt, ein Versöhnungswerk oder irgend eine friedfertige und wohlthuende Handlung zu begehen.

Wir müssen hier auch des Liebeshandels und der heimlichen Ehe der sogenannten großen Mademoiselle Louise von Bourbon, einer Tochter Gastons von Bourbon, eine Enkelin Heinrich IV. mit Herrn von Lanzun, einem kecken und dreisten Abenteurer, dem unermeßliche Schätze durch die Hände des Fräuleins zufielen, der aber auch dafür in die höchste Ungnade des Königs und in die Bastille kam, später jedoch wieder entlassen wurde, nach England ging, von wo er die Königin, die Gemahlin Jakob II. nach Frankreich brachte, wo sie eine Zuflucht suchte und fand. Durch diese Begleitung errang er wieder die Gunst des Königs, der ihm verzieh.

Die Erwähnung der britischen Königsfamilie läßt uns das Schicksal derselben, in so weit es

Ludwig XIV. berührt, erwähnen. Carl II. war 1685 gestorben, der katholische Jakob II. war ihm gefolgt. Durch unvernünftige Begünstigung der katholischen Religion in England untergrub er sein Ansehen und machte seine Regierung schwankend und unsicher. Wilhelm von Oranien hatte seine Pläne auf den Thron seines Schwiegervaters gerichtet. Diese Pläne wurden durch die Geburt eines Sohnes gekreuzt. Wilhelm entschloß sich jetzt durch Gewalt der Waffen zu nehmen, worauf er anfangs nach dem Gesetze der Succession gehofft hatte. Jakob sendete seine Frau und seinen Sohn nach Frankreich, sie erhielten ihre Residenz im Schlosse zu St. Germain. Den Tag darauf kam er selbst an. Ludwig richtete ihm einen vollständigen Hofstaat ein und gab ihm einen Jahrgehalt von sechsmal hunderttausend Livres. —

Nachrichten aus Hannover.

Georg hatte seine mitgebrachten Briefe von der Kurfürstin abgegeben, und wurde von der Herzogin ersucht, zu ihr zu kommen, um durch mündliche Mittheilungen die schriftlichen Notizen zu vervollständigen.

Mein Himmel! rief Charlotte, ihren Jugendfreund begrüßend, was geht in Hannover vor? Mord und Todtschlag! Wie soll ich mir Dinge, von denen man mir in ungewissen, misteriösen Ausdrücken schreibt, zusammenreimen? Erzähle mir, Freund Georg.

Georg nahm den angebotenen Platz an und hub an:

Ew. Hoheit werden sich der Zeit besinnen, wo Sie mich nach Hannover sandten. Ich kam dort

an, als gerade der Hof erfreut war über die Aufnahme des Grafen Königsmark im dortigen Militär. Besonders der Kurfürst begrüßte den jungen Mann mit großem Wohlgefallen. Es war auch allerdings ein guter Zuwachs zu der dortigen Gesellschaft, denn man ist leicht einem gewandten, schönen, eleganten Weltmann gewogen als der Graf Moritz war, der aus Dresden nach Hannover kam, und der den Ruf von intimer Freundschaft des Kurfürsten von Sachsen mitbrachte.

Ich kenne die Familie Königsmark! rief Charlotte. Wir haben hier am Hofe längere Zeit einen der Brüder dieses Grafen gehabt, ebenfalls ein gebildeter, junger Mann, der mit seiner Geliebten, die ihm als Page folgte, herumreiste. Ich sah diesen verkleideten Pagen einst bei einer Jagd.

Dies war der ältere Bruder, Philipp, entgegnete Georg.

Nun erzähle.

Es konnte nicht fehlen, daß die junge Kurprinzessin, die Tochter des Herzogs von Celle, eine schöne, junge Frau, den Grafen ebenfalls so interessant und angenehm fand, als die Andern bei Hofe thaten, besonders da sie mit ihm erzo-

gen, und er einer ihrer frühesten Jugendbekanntschaft war. Man sagt dies Gefühl habe früh die Grenze überschritten, wo es ein bloßes Wohlgefallen war, und sei in die warme Theilnahme des Herzens übergegangen. Ebenso sei des Grafen Anwesenheit in Hannover, er verblieb daselbst bei der untergeordneten Stelle eines Gardistenobersten, ein Beweis der Neigung dieses Cavaliers für die junge Kurprinzessin.

Was ich sehr gern glaube! bemerkte Charlotte, ich kenne sie und habe nie begreifen können, wie man diese Heirath zugab mit der Tochter einer Französin von bürgerlicher Herkunft. Sie war recht artig, das ist alles, was ich von ihr behalten, aber sie besaß nichts von der Eigenschaft, die einen so launenhaften und strengen Herrn, wie mein Vetter Georg ist, zu fesseln verstand. Auch war sie nie klug genug, um ihre Stelle zu begreifen, und alles zu vermeiden, was hätte Anstoß geben können. Nun weiter.

Während man sich bei Hofe darüber stritt, ob die Kurprinzessin den jungen Grafen Königsmark leiden könne oder nicht, hatte eine Hofdame sich offen in dessen Gunst gesetzt; es war dies die Gräfin Platen, die Frau des Oberkammerherrn, und gewesene Geliebte des Kurfürsten.

Auch sie kenne ich, unterbrach die Herzogin den Erzähler, ein schlaues, intriguantes Weib. Sie war mir nie besondere Freundin, sowie ich nicht die ihrige, doch hat sie nie gewagt, mir offen etwas in den Weg zu legen. Auch war sie damals noch jung und im Besitz der vollen Gunst meines Onkels.

Ihre Neigung zum jungen Grafen, sprach Georg weiter, war bald dem ganzen Hofe kein Geheimniß und man versicherte, daß sie keine einseitige war. Ich vermuthe, der Graf that hier aus Klugheit etwas, was gegen sein besseres Gefühl war. denn unmöglich war es, wer die Gräfin Platen in dem Augenblick der Aufregung ihrer Neigung sah, konnte dieses bereits alternde Weib liebreizend finden. Wie dem auch sein mag, der Liebeshandel des Grafen und der Gräfin zog sich mehrere Monate hin. Unterdessen, daß die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt wurde, ging die Intrigue der Kurprinzessin ihren Weg. Ein Zerwürfniß mit ihrem Gemahl, entstanden aus dessen Neigung zu einer Hofdame, half nach, um daß die Sache zum offenen Bruch kam. Die Gräfin Platen that hierbei ihr Möglichstes, daß die beiden Ehegatten sich entzweiten, ohne sich wieder zu versöhnen. Aber ihr Eifer wurde schlecht belohnt;

denn je tiefer sie die Grube grub für jene ihr Verhaßte, desto rascher fiel sie selbst in ihr Unglück; sie entdeckte nehmlich, daß des Grafen Liebe zu ihr nur eine erlogene, oder wenigstens eine erkaltete war. Der Graf wendete sich mit aller Gluth seiner ersten Gefühle, die er, wie man versicherte, immer für die Kurprinzessin geäußert, ihr wieder zu, und es entstand ein Briefwechsel zwischen beiden, von dem ich selbst ein paar Briefe gelesen habe. Der Graf war nehmlich mit mir befreundet. Er schloß sich mir an als an den Einzigen, den er an diesem kleinen Hofe finden konnte, welcher seine Stellung und Lage zu würdigen im Stande war.

Ich nahm die freundschaftliche Neigung, die er mir entgegen trug, nur unter der Bedingung an, daß er mir erlaubte, ihn warnen zu dürfen, wenn ich bemerken sollte, daß seine Leidenschaft ihn zu weit führte. Der Zorn der Gräfin, als sie sich verrathen und verlassen sah, war grenzenlos. Der Graf versuchte zwar, sie auf's neue an seine Leidenschaft für sie glauben zu machen; allein es gelang nur schwach. Ich redete von der Gräfin, allein der Graf, der jetzt jede Rücksicht für sie aus den Augen setzte, spottete öffentlich über die gealterte Kokette.

Dies war nicht klug, aber zugleich sehr natürlich! bemerkte Charlotte.

So weit waren die Sachen gekommen, als wir eines Abends beisammen saßen, und der Graf mir unter dem Siegel freundschaftlichen Vertrauens mittheilte, wie er von der Kurprinzessin die Aufforderung erhalten hatte, sie Abends gegen zehn Uhr zu besuchen. Mir fiel die späte Stunde auf und ich bemerkte ihm dies. Sie ist nicht allein, erwiderte er, ihre Vertrauten, ein Fräulein von Knesebek ist bei ihr und ihr aufwartender Diener, ein Mohr, verläßt nicht das Gemach.

Dennoch, entgegnete ich, wird man es sonderbar finden, wenn man es erfährt.

Man wird es nicht erfahren! rief der Graf. Und wenn man kommt, so wird man uns finden, ich die Guitarre spielend und sie ein paar Lieder, die sie selbst componirt hat, absingend. Das ist Alles! Kann man unschuldigere Zusammenkünfte feiern?

Bedenken Sie, daß Sie hier eine Feindin am Hofe haben, die alles daran setzen wird, zu erfahren, was Sie thun, wohin Sie gehen, mit wem Sie verkehren! Und wehe Ihnen, wenn sich eine üble Deutung entnehmen läßt.

Gerade dieser Feindin zum Possen möchte ich

etwas Auffälliges unternehmen, wenn hier nur von mir allein die Rede wäre, entgegnete der Graf; doch es betrifft den Ruf einer Dame, der ich Rücksichten schuldig bin; darum sein Sie außer Furcht. Ich will Ihnen heute Abend sagen, wie dieses Rendez-vous abgelaufen ist.

So geschah es: wir sahen uns noch den späten Abend, und er sprach mit Entzücken von den zwei glücklichen Stunden, die er bei seiner Schönen zugebracht, in Gegenwart der Gesellschafterin und des vertrauten Dieners, der da ging und kam, wie seine Geschäfte es mit sich brachten.

Sie ist ein reizendes Wesen! rief der Graf zu mir. O Himmel, Georg, weshalb ist sie mir nicht zu Theil geworden! Mit diesem Busen voll der edelsten und reinsten Liebe, was wäre sie mir gewesen! Ich habe geschwelgt in einem minutenlangen Kusse, den ich ihren Lippen entrang.

Also doch ein Kuß! rief ich. Nehmen Sie sich in Acht Herr Graf.

Sie haben nie geliebt, Georg, erwiderte er, wenn Sie nicht fassen, was ich Ihnen sage. Diese junge, schöne, von ihrem rohen Gemahl vernachlässigte Frau ist mir mein Eines und Alles! Heute geh ich wieder zu ihr. Lesen Sie diesen Zettel, den sie mir geschrieben. Wegen eines Hof-

festes wird sie etwas später mich erwarten. Ich habe mich krank melden lassen. Wenn die Stunde schlägt, eile ich zu ihr.

Ich las das Briefchen, und beschränkte mich auf einige Vorsichtsermahnungen, da ich wohl sah, daß der Graf nicht in der Laune mich zu hören.

Es schlug elf Uhr, er war noch nicht von seinem Liebesgange heim. Ich hatte das Fest mitgemacht und befand mich nunmehr in der Wohnung des Grafen, wo ich ihn erwartete. Da er nicht kam, warf ich ungeduldig meinen Mantel über und schlich mich den Gang entlang, der die Verbindung des Hauses des Grafen mit dem kurfürstlichen Schlosse bildete. Es war bereits spät, ich begegnete Niemand als den Wachen, die mit einförmigem Tritt daher schritten und die ihnen überwiesenen Stellen und Plätze inne hielten. Ich ging durch die Gallerie und kam in den eigentlichen bewohnten Schloßtheil der alten Burg. In dem halbdunkeln Wege, den ich wandelte, glaubte ich überall, an den düstern Mauern eine Gestalt schleichen zu sehen, die ich anzurufen im Begriff stand, bis ich bemerkte, daß es nur der Schatten der Lichter war, die diese auf die Mauer werfen. Ich näherte mich dem Anbau des Schlosses, der

einen Saal von mittler Größe bildete, den man den alten Saal der Garden nannte. Von hier hatte ich nur noch eine kleine Strecke zu gehen und die Zimmer der Kurprinzessin zeigten sich mir. Auffallend war es mir, daß ich Licht in dem alten Saale entdeckte, nehmlich Licht, das von Personen getragen wurde, nicht das Licht der Laternen, die überall brannten. Ich sah durch die Thürspalte und erkannte, daß mehrere Personen in der Halle sich befanden. Es waren zwei oder drei Männer und eine Frau.

Da ich in Rücksicht auf meinen Freund bereits den Verdacht auf den Saal gelenkt hatte, beschloß ich zu untersuchen, ohne mich irgend wie bemerkbar zu machen, was hier sich begebe. Ich legte also so nah wie möglich mein Ohr der Thürspalte und vernahm das Gespräch der vier Personen, die ich deutlich jetzt vor mir sah. Es war eine verhüllte Frau, die ich trotz ihrer Verhüllung sogleich für die Gräfin Platen erkannte; sie besprach sich mit den Musketieren der Garde. Ich habe Euch den Befehl des Kurfürsten gebracht, sorgt, daß Ihr ihn getreulich vollstreckt. Durch diese Thüre muß er kommen, stellt Euch zu Zweien dort auf, und der Dritte bewacht den Ausgang.

Wird es lange dauern? fragte einer der Männer die vermummte Gestalt.

Nicht lange, erwiderte diese; die Schloßuhr hat bereits elf geschlagen, er muß nun bald kommen! Wenn Euch schläfern sollte, so erquickt Euch mit dem Tranke, den ich für Euch habe bereiten lassen. Dort steht er.

Sollen wir von den Waffen Gebrauch machen? fragte wieder die erste Stimme.

Nur wenn er sich wehrt! rief die Dame, sonst bringt ihn lebend in die Gefangenschaft. Ich werde Euch zur Seite bleiben.

Sie entfernte sich, und die beiden Männer, die an der Thüre, hinter der ich mich befand, die Wache hatten, schoben einen Tisch zurecht, dazu zwei Stühle und setzten sich, indem sie dem Punschnapf zuzusprechen begannen, der für sie bereitet da stand. Der Dritte fand sich ebenfalls ein, um sein Glas zu füllen.

Ich begriff nun, daß mein Bleiben hier von der allergrößten Wichtigkeit war; ich faßte den Entschluß, von dieser Stelle, die mich zum Schlußakt des Dramas führen mußte, nicht zu weichen. Aber ich mußte vorsichtig sein. Das kleinste Geräusch konnte meine Gegenwart verrathen, und alsdann war Gefahr für meine Per=

son vorhanden, ohne daß dabei dem, dem eigentlich geholfen werden sollte, irgend ein Nutzen geleistet worden wäre.

In die Mauerecke gedrückt, in halb liegender, halb stehender Stellung wartete ich über eine halbe Stunde, als plötzlich das Oeffnen einer Thür meine Aufmerksamkeit wach rief. Dieses Oeffnen geschah mit der größten Vorsicht. Ein Licht wurde im Gange bemerkbar und leise Worte wurden geflüstert. Die Musketiere hatten sich, kaum war dieses Geräusch hörbar geworden, aufgerichtet und waren, nachdem sie die Lichter bis auf eins, das sie im Schatten des Kamins aufgestellt, ausgelöscht, leise hinter die Thüre getreten, die, wenn sie geöffnet wurde, sie nothwendig verbergen mußte. In diesem Augenblick wurde auch die Gräfin an der entgegengesetzten Thüre sichtbar, die leise die Männer anrief. Diese Aufmunterung war nicht nöthig, denn bereits waren die Betheiligten in der wachsamsten Laune.

Das Geräusch im Gange kam näher. Es waren leise aber feste Schritte. Jetzt verfolgte der Wandelnde die kurze Strecke, die sich mit einer Treppe von vier Stufen endigte, waren diese vier Stufen überschritten, so erschien er in der Thür des Saals. Noch einmal hörte man die weibliche

Stimme die Worte rufen: Vorsicht! Dann schloß sich eine Thüre. Jetzt erschien in einen weißen Reitermantel gehüllt der Graf auf der Schwelle der Halle. Er trat ein, und während er langsam vorwärts schritt, fiel sein Blick auf den Tisch mit den Punschgläsern; er stutzte, und dieses augenblickliche Hemmniß auf seinem Gange benutzend, drangen die zwei Musketiere auf ihn ein. Wer da? rief er, und zog den Degen. Dies war das Zeichen auch für mich aus meinem Schlupfwinkel hervorzudringen. Aber welch ein seltsames Hinderniß hemmte meinen Schritt. Ein festes Drahtgitter ließ sich von oben herab und hielt mich zurück, in dem Augenblick, wo ich vorwärts dringen wollte. Ich erkannte hier die Hand der Gräfin, die in der Thür sichtbar wurde und deren Rechte sich mit einer Schnure zu schaffen machte, die sie anzog. Sie hatte mich erkannt, und mich in dem gefährlichsten Augenblick unschädlich gemacht. Während ich an den Maschen des Gitters schüttelte, das all meiner Kräfte spottete, geschah der furchtbare Kampf nur wenige Schritte von mir. Der Graf, der die Waffe gezogen, hatte die Musketiere genöthigt, dasselbe zu thun, sie vereinigten sich alle drei, und in dem furchtbaren Gedräng und Gemetzel, das jetzt vor sich ging, enteilte ich,

um an die andere Thür zu gelangen, die, wie ich wußte, an der rechten Seite des Kamins befindlich war. In der fast sinnlosen Wuth und Aufregung, mit der ich meinen Zweck zu erreichen strebte, verfehlte ich den rechten Ausgang des schmalen Weges, der zu jener Seite hinableitete, und als ich ihn endlich gefunden, kam ich zu der gräßlichen Scene, wie die Katastrophe bereits vollendet war. Der Graf, mein Freund, lag am Boden, von den drei Männern entwaffnet und aus mehr als aus einer Wunde blutend. Sein sterbendes Auge erkannte mich nicht mehr. Man schleppte ihn fort. Ich eilte nun, das ganze Schloß wach zu rufen, da trat mir im Vorsaal die Gräfin Platen entgegen. Sie sperrte mir den Weg und zuckte einen Dolch nach mir. Ich rang mit ihr und wollte ihr die Waffe entreißen: sie rief mir zu: Zurück, Unglücklicher! Kommt irgend ein Wort über Ihre Lippen, so wird Sie diese Hand zu treffen wissen, und ich werde alles leugnen! Bedenken Sie, daß zugleich der Ruf der Kurprinzessin von dem Ausgang dieser Stunde abhängt!

Diese Worte übten auf mich eine Gewalt, wie sie das versteinernde Haupt der Medusa nur ausüben konnte; sie trafen mit den Bitten und dem

Befehl meines armen Freundes zusammen, den Ruf der Prinzessin zu schonen. Furie! rief ich, wer hat Dir die Macht gegeben, so Entsetzliches zu vollbringen.

Sie zeigte auf ein Papier: ich erkannte die Unterschrift des Kurfürsten.

Sinnlos blieb ich zurück, während ich rund um mich her die Halle sich ihrer abenteuerlichen Bewohner entledigen sah. Die Gräfin, nachdem sie mir nochmals drohend zugewinkt, verschwand mit den Musketieren, die den Leichnam des Ermordeten fortschleppten. Wo sie ihn hintrugen, weiß ich nicht; nur hörte ich bald darauf in den Souterains der Halle ein unheimliches Gepolter.

Als das Gemach wieder leer war, kam — o es war der jammervollste Anblick, den ich in meinem Leben gehabt, die arme Kurprinzessin, bleich wie der Tod, mit Mienen und Gebehrden, die ihren Schrecken kund gaben. Sie sah mich, stürzte auf mich zu und zeigte mit den stieren Augen des Wahnsinns auf Blutflecke am Boden.

Um Gotteswillen! stammelte sie, wo ist er hin?

Ich antwortete etwas, ich weiß nicht mehr was. Sie hörte es nicht. Sie sank zu Boden, und den Mund auf das frische Blut drückend

trank sie mit diesem Kusse das schauerliche Gedächtniß an den Entschwundenen ein.

Ich stand und zitterte.

Eben so wie sie gekommen, glitt sie wieder fort!

Gott der Allmächtige! rief die Gesellschaftsdame, an mich heranstürzend, sie ist wahnsinnig! Helfen Sie! Herr Graf, unterstützen Sie uns. Wir sind verloren!

Ich eilte ins Gemach; wir legten Beide die Ohnmächtige auf das Ruhebett. Eine fürchterliche Stille herrschte. Alles war ruhig und todt im Schloß. Die Uhr schlug ihr Eins in die Nacht hinaus, die stürmisch und unruhig war.

Wenige Wochen darauf verließ ich Hannover.

Hier endete der Graf seine Erzählung, der die Herzogin mit gespannter Neigung zugehört. Es ist gut, daß Du Dich nicht weiter hineingemischt! rief sie. Tod ist todt! ihn wiedererwecken hättest Du nicht gekonnt, nur in die endlosen Formalitäten eines Prozesses hätte Dich Dein Hineinmischen gebracht. Diese unglückliche Prinzessin! Was wird ihr Schicksal sein? Wie wird sich der Kurprinz gegen sie betragen, nach diesen offenkundigen Beweisen ihrer Schuld?

Nochmaliger Besuch in Hannover.

Wenige Wochen war Georg in Paris als er einen Brief vom Doktor Gervais erhielt, der ihn von der Krankheit Madeleines in Kenntniß setzte. Er mußte sich entschließen, nach Celle zurückzukehren, und erbat sich die Erlaubniß dazu von der Herzogin, indem er einige Geschäfte vorschützte, die ihn zu dieser Reise nöthigten. Charlotte gab ihre Einwilligung ungern: sie mochte nicht ihren Jugendfreund vermissen, dem sie allerlei Erfreuliches in kürzester Zeit zu melden hoffen konnte. Ihr Gesuch an den Kaiser war abgegangen und sie fand einen vertrauten Freund und Diener ihres verstorbenen Mannes daselbst in hohen Würden stehend, und dieser einflußreiche Mann hatte ihr zugesagt, daß man die rechtmäßige Ge=

burt des Grafen anerkennen und ihm demnach eine Stelle unter den kaiserlichen Gesandtschaften einräumen werde, wie sie ihm zukomme. Nur einige unerwartete Zufälligkeiten verhinderten das Erscheinen des Erkenntnisses des betreffenden Gerichtshofes.

Georg eilte unterdessen auf den Flügeln der Liebe nach dem Wohnort seiner geliebten Madeleine. Er war entschieden, wenn es ein Grund des bedenklichen Unwohlseins seiner Erwählten war, die Unentschiedenheit ihres Schicksals zu ertragen, er alles anwenden wollte, diese Qual von ihr zu nehmen, und sie trotz der Vorstellungen des Vaters und der Bitten seiner Cousine zu seiner Frau zu machen.

Dieses verzweifelte Mittel war jedoch nicht nöthig. Madeleine empfing ihn anscheinend in Besserung, der Vater jedoch vertraute ihm, daß seine Tochter an einem Uebel litte, das er für unheilbar hielte, an einer Art Schwindsucht, die es in ihrer Weise habe, ihre Opfer unerbittlich, oft sehr rasch, hinwegzuraffen. Der Schmerz Georg's war unermeßlich, und der feste Glaube, der Vater könne und müsse sich in der Beurtheilung der Krankheit seines Kindes irren, hielt ihn aufrecht. Von Beaten's Zustand waren ebenfalls

keine erfreulichen Nachrichten eingelaufen. Gervais hatte das erkrankte Mädchen in ein Irrenhaus in Grenoble abgegeben, und von dort meldete man ihm, daß die Heilung nur langsam vor sich ginge. So stand der arme Mann zwischen zwei sterbenden Kindern! Konnte Beate geheilt werden, Madeleine blieb dennoch hoffnungslos auf dem Siechbette.

Keinen Tag, ja fast keine Stunde, verließ Georg die Kranke, die sich rasch von dem scheinbaren Wohlsein, das ihr die Erscheinung des Geliebten gebracht, wieder zu einem Rückfall in die Krankheit neigte. Nichts konnte rührender sein, als die Arme leiden zu sehen. Je mehr ihre Kräfte schwanden, desto inniger und stärker fühlte ihre Seele, die mit aller ihrer Kraft an dem Gegenstande ihrer Neigung hing. Sie that nichts als hier ihren Vater, dort den Geliebten trösten, und beide bedurften so sehr des Trostes, daß sie kaum ihren herznagenden Kummer Einer vor dem Andern verbergen konnten. Auch Arthur und Susanne, die schon das Band zusammenhielt, das sie sich gewählt, kamen, um an dem Schmerze der Ihrigen Theil zu nehmen.

Eines Tages, als Georg allein am Bett der Sterbenden saß, kam das Gespräch zwischen bei-

den auf die beabsichtigte Heirath, und Georg fragte Madeleine, ob es zu ihrer Beruhigung beitragen würde, wenn die Ehe jetzt geknüpft werde, oder ob sie ihre völlige Genesung abwarten wolle.

Mein theurer Georg! rief sie, wozu diese Umstände! Vor Gott bin ich Deine Frau; ob ich es vor der Welt auch bin, was liegt mir daran. Wenn über mein Leben entschieden ist und ich von dannen muß, alsdann würde eine solche Trauung nichts als ein unangenehmer Hemmschuh für Dein künftiges Glück sein, abgesehen davon, daß es gänzlich gegen den Willen meines Vaters wäre.

Georg erwiderte, daß dieser Grund für ihn keiner sei, und daß er sich über alle Hindernisse hinwegsetzen wolle.

So warte, rief sie; in wenigen Wochen, vielleicht bereits in wenigen Tagen wird sich mein Schicksal entschieden haben; alsdann handle, wie es Dir Deine Rechtlichkeit und Dein ehrenhafter Sinn Dir eingeben.

Leider ward auch diesem jede Entscheidung abgeschnitten. Madeleine genas nicht. Mit dem beginnenden Frühling fand sie unter den Blüthen desselben ihr Grab. Georg konnte das Andringen des Schmerzes nicht vertragen; er ging auf

mehrere Wochen in die Einsamkeit des nahen Gebirges, wo er sich gänzlich entfernt von allen Menschen in die Stille eingrub und seinen Betrachtungen nachhing. Dem armen Vater verblieb die Sorge, die weltlichen Geschicke zu ordnen. Er zog nun ganz nach Hannover, wohin sein Amt als Hausarzt der Kurfürstin ihn hinbeschied.

Georg wollte die Gegend nicht verlassen, ehe er Nachricht über das Ende seines Freundes erhalten. Vorsichtig, ohne sich Jemand zu erkennen zu geben, denn jedes solches Erkennengeben hätte ihn nur aufgehalten und von seinem Zwecke abgeführt, näherte er sich dem Schlosse, und kehrte unten bei einem Manne ein, den sein Dienst in dem Theile des Gebäudes fesselte, der der letzte Schauplatz der Begebenheiten gewesen. Er war Heizer, ein einfacher Bauer, dem sich Georg ohne Gefahr entdecken konnte. Christian selbst sagte ihm nichts, vielleicht wußte er auch nichts Genaues, aber Elsbeth, seine kranke Schwester, die bei ihm wohnte, winkte Georg, eben als er sich wieder entfernen wollte, vorsichtig zu sich herein. Ohne daß der Bruder es bemerkte, machte die Stumme ihm ein Zeichen, das da andeutete, daß sie über den fraglichen Gegenstand etwas wisse. Georg wartete daher, und als der Bruder in Ge-

schäften ausging, theilte er der Schwester sein Verlangen mit, den Ort kennen zu lernen, wohin man den Leichnam gebracht. Sie machte sich mit ihm auf den Weg. Ehe die Dunkelheit eintrat, mußte die Stelle gefunden sein, später konnte nichts in dem an sich schon finstern Versteck entdeckt werden. In dem untern Theile des Schlosses war die Eintheilung noch völlig erhalten, wie sie zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges bestanden; auch noch früher hinauf reichten die Einzelheiten der Eintheilung der weitläufigen Kellerräume und unterirdischen Hallen. Mit einer Laterne ausgerüstet, die Elsbeth trug, machte sich das schweigende Paar auf die Wanderung. Eine Welt voll Schutt und Graus that sich ihnen auf; viele der unterirdischen Gemächer waren noch mit einer Art Malerei geziert und hatten zum Aufenthalt geflüchteter Familien gedient, die hier verweilten, während ihre Verfolger sie an entfernten Orten suchten. Wäre nicht der Gegenstand, den man suchte, so wichtig gewesen, Georg hätte gerne verweilt, denn des eigenthümlich Interessanten gab es hier viel. Aber Elsbeth drängte weiter und sie schritten durch eine dunkle, schweigende Halle, die ihr Licht aus einem kleinen Fenster erhielt, das an der Decke angebracht war. Dieser Keller=

raum war gerade unter dem obern Saal, wo die That geschehen. Eine Thüre mit Eisen beschlagen stand noch halb offen, sie zeigte eine schmale Treppe, über deren halbzerfallenen Stufen die Mörder den Körper hinabgetragen. Die kleine, zusammengebückte Gestalt der Führerin, ihr altes, verschrumpftes Antlitz, über das ein schweres Tuch seine Falten schlug, gaben dem Ganzen etwas besonders Unheimliches. Sie blieb stehen, winkte ihren Begleiter an sich heran, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie hier am Orte der wichtigsten Entdeckung angelangt seien. Nochmals lauschte sie den Gang hinab, den sie gekommen, ob Niemand nachkomme, als sie sich hierüber genügende Sicherheit verschafft, eilte sie auf eine Thür zu, die klein und schmal in der dicken Mauer angebracht war. Es war schwer, sie zu öffnen, und die vereinten Kräfte Georg's und der Alten brachten endlich das Werk zu Stande. Als die Oeffnung aufgeschlossen war, starrte Georg in ein dunkles Wasser, das in der Breite von mehrern Fuß hier durchfloß, und einen übeln Geruch verbreitete. Elsbeth blieb stehen und zeigte mit dem vorgestreckten Finger hier hinein. Georg bebte zurück: Also hier haben sie ihn versenkt! rief er. Elsbeth schüttelte mit dem Kopfe; sie deutete an,

daß die dunkle Fluth irgendwohin abfließe, und daß da die Entdeckung würde herbeigeführt worden, nochmals zeigte sie mit der Hand auf eine Stelle in dem schwammigen Wasser, die eine Einbucht in die schwarze, mit grünem Moos bedeckte Mauer bildete, und forderte Georg auf den mit wenigen, morschen Brettern belegten Verschlag zu öffnen, der sich hier zeigte. Er that es und sogleich fuhr er mit einem Schrei zurück. Das Haupt eines Menschen wurde sichtbar, aber es war weiß und kaum kenntlich; der Leib steckte in der Grube; das faule Wasser reichte fast bis zu dem Kinn des hier Versenkten. Die seltsame weiße Farbe des Haares rührte von ungelöschtem Kalk her, den man darüber geschüttet. Ein Theil des Schädels und die tief eingesunkenen Augen waren unter dem wild durcheinander gewühlten Haar sichtbar. Schweigen und Dunkelheit herrschte um dieses schauervolle Grab!

Georg mußte sich an der Mauer halten, so übermannte ihn das Gefühl des Entsetzens. Das war der einst so gefeierte Held, der Liebling und Abgott der Frauen! In diesem abscheulichen Gefängnisse verwesete sein Gebein! Hier war er verborgen, den man suchte, dessen Tod und Verschwinden allgemeines Aufsehn erregt hatten.

Hier! hier in diesem Loche! O Gott, was war menschliche Größe, menschliche Schönheit und Anmuth. Georg bewegte seine Hand wie segnend über dem grausen Haupte des Hingemordeten, und schloß dann die Bretter wieder über dem Eingang. Die Alte legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er schweigen sollte; er winkte ihr zu, und Beide verließen den finstern Aufenthalt der Schrecken.

Noch am selben Tage verließ Georg Hannover.

Angelegenheiten in Paris.

Wir kehren zum Hofe zurück. Dort hatte sich Vieles verändert. Zuerst wollen wir die Bemühungen der Frau von Maintenon nennen, ihr Verhältniß mit dem König öffentlich deklarirt zu sehen. Sie brauchte dazu alle möglichen Mittel, doch scheiterten sie an der immer wieder zurückgehaltenen Erklärung des Königs, der sich von Fénélon und Bossuet an das Versprechen erinnern ließ, das er damals, als die Heirath stattfand, Louvois und seinem Sohne, dem Dauphin gegeben hatte, sie zu keiner öffentlichen zu machen. Frau von Maintenon siegte nicht. Man ging in Versailles und in Paris so weit, ihr die Theilnahme der Ereignisse zuzutheilen, die nunmehr den Hof in Trauer und Furcht versetzten, und daß sie dazu die Hülfe Fa=

gon's, ihres alten Günstlings, nöthig hatte. Fagon war ihr unbedingt ergeben; er hatte dies gezeigt, als die Königin unter seinen Händen starb, er sollte es auch gezeigt haben, behauptet man in Paris, bei Gelegenheit des Todes des Dauphin's. Aber hier täuschten sich die Gerüchte. Der Sohn Ludwig's starb an den Blattern und die Herzogin, überall unsere Quelle, wo es auf Vorlegung der Wahrheit ankommt, erzählt uns selbst, wie sie an seinem Sterbebette, durch die üble Behandlung der Krankheit, den Tod habe erfolgen sehn. Es mochte sein, daß in dieser üblen Behandlung sich Fagon's Thätigkeit für Frau von Maintenon mischte; bekannt war es, daß der Dauphin und jene Frau auf das Bitterste einander haßten; konnte dies jedoch hier für einen Vergiftungsfall genügend sein? Er starb in Meudon.

Diesem schreckenvollen Ereignisse folgten alsobald noch andere. Der Herzog von Burgund, der älteste Sohn des Dauphin's, war mit einer Prinzessin von Savoyen verheirathet, eine junge, liebenswerthe und geliebte Frau, für die selbst der König eine auffallende Neigung fühlte. Sie erkrankte plötzlich, und wie man behauptete nach Genuß eines Tabaks, den sie aus einer Dose schnupfte, die sie offen in ihrem Zimmer stehen hatte. Ihr Tod

war mit lebhaften Schmerzen und mit beklagenswerthen Zufällen begleitet. Der Dauphin, ihr Gemahl, erkrankte an demselben Symptome des Uebels, und starb noch nicht dreißig Jahr alt. Der Titel eines Dauphin's ging jetzt auf den ältesten seiner Söhne über, den Herzog von Bretagne, dem Urenkel Ludwigs, und seinen Bruder den Herzog von Anjou. Der König, der diese Kinder Beide Ludwig taufen ließ, hatte den Kummer, den Dauphin ebenfalls zu verlieren, und nur Ludwig, der Herzog von Anjou, blieb übrig, der spätere Ludwig XV. Eine trostlose, unglückliche Zeit herrschte damals über dem Hofe des Königs. Ein und derselbe Leichenwagen führte Vater, Mutter und Kind nach St. Denys.

Es war von der Familie des Sohnes Ludwigs nur noch der Herzog von Anjou, König von Spanien, und der Herzog von Berry übrig. Auch der Herzog von Berry starb. Diese Todesfälle ereigneten sich zum Anfange des Jahrhunderts. Einige Zeit vorher war Monsieur gestorben. Hiervon wollen wir etwas ausführlicher reden.

Mit dem Tode des Bruders des Königs ging der letzte Zeuge von dannen, der noch den lustigen, galanten und genußsüchtigen Hof gesehn und ihn zum Theil mit erschaffen hatte. Die Fein-

heit und gute Lebensart des Prinzen war bekannt, er hatte die Formen, Hof zu halten, von seiner Mutter geerbt. Anna von Oesterreich liebte diesen Prinzen ganz besonders, sie hatte ihn in ihre Schule genommen, und dadurch zum Theil seine Verweichlichung verschuldet. Niemand wußte mit so graziöser Manier sich für die Menge, die stets nach äußern Dingen urtheilt, beliebt zu machen als der Prinz. Selbst seine Schwächen wurden liebenswerthe Eigenschaften, indem er sie brauchte, um Glück und Freude überall hin zu verbreiten. Alles dies war nur zum Schein, innerlich war er wie alle Prinzen dieses Hauses, hart und grausam, nach kleinlichem Triumphe lüstern und Diejenigen quälend, die sich an ihn schlossen. Kein Ding hatte Werth für ihn, es sei denn, daß es seine Freuden zu vermehren verstand; alsdann wurde es angenommen, gleich jedoch nach Befriedigung seiner Lüste verächtlich weggeworfen. Mit Personen machte er es eben so: ein Beispiel ist seine Ehe mit Elisabeth Charlotte, die durch undenkliche Mühe und Anstrengungen es endlich so weit brachte, daß er sie gelten ließ, sich nicht über sie spottend aussprach und nicht duldete, daß man sie bei ihm anschwärzte. In seinem Urtheil über Personen und Dinge gab es nur Eins, was auf

ihn wirkte, dies war der Wille des Königs, seines Bruders, dem er rücksichtslos sich unterwarf, und nur da opponirte, wo es ihm auf's Dringendste nothwendig erschien. Dieser kalte, gewissenlose und leichtfertige Charakter ward durch eben einen solchen bestraft und erzogen, durch den Willen des Chevaliers von Lorraine, der Anfangs sein Liebling, später eine Art von Gebieter über ihn wurde, der sich fürchten machte und den zu entfernen er sich vergebens bemühte. Die Summen, die dieser kühne Günstling ihm kostete, überstiegen weit die Bedürfnisse eines ganzen Serrails von Weibern. Durch die Kunst, die Lorraine besaß und ausübte, immer die geeignetsten Personen zu seinem Umgange anzuwerben, während er selbst sich den Ausschweifungen mit Weibern rücksichtslos hingab, machte er sich seinem Herrn besonders unentbehrlich, und wirkte jedem Versuche entgegen, der gemacht wurde, ihn aus seiner Nähe zu entfernen. Wir haben schon angeführt das Gespräch des Beichtvaters: diese Zurechtweisungen wiederholten sich so oft, daß sie den Herzog verstimmten, ohne ihn zu ändern. Elisabeth Charlotte hatte sich zur Pflicht gemacht, nie diesen Gegenstand zu berühren, und sie that es auch, unter der Bedingung, daß keiner der Favoriten die Pflichten

der Unterwürfigkeit und des Anstandes aus den Augen setzten, die sie ihrem Range schuldig waren. Selbst der Herzog konnte hieran nichts ändern. Die jungen Leute fühlten zu sehr das Uebergewicht dieser Frau, als daß sie es gewagt hätten, irgendwie gegen die ihnen auferlegten Gesetze zu verstoßen. Der Aufmerksamste war Lorraine, der bei den stets wechselnden Launen des Herzogs, und bei den häufigen Anklagen, denen er durch sein Betragen ausgesetzt war, stets an der Herzogin einen Halt hatte.

Das Ende des Herzogs führte ein Streit mit dem König herbei. Der König hatte von den jugendlichen Ausschweifungen des Sohnes, des Herzogs von Chartres, erfahren und glaubte es sei seine Pflicht, den Vater hierüber zur Rede zu setzen. Dies war der Punkt, wo der Herzog sich in seinem Rechte glaubte. Der Herzog von Chartres war zu seiner Ehe mit dem Fräulein von Blois gezwungen worden. Man wußte, daß weder der Herzog noch die Herzogin ihre Einwilligung freiwillig gegeben hatten, konnte man von einer solchen Ehe viel Regelmäßigkeit und Pflichtenstrenge erwarten? Der Herzog gab dies dem König zu erkennen, der seinerseits wieder die Neigungen des Herzogs zum Gegenstand des Vor-

wurfs machte. Dies empörte den Gekränkten und er spielte auf des Königs eigenes Betragen an, zur Zeit als die Königin noch lebte und er in dem Wagen derselben seine zwei Geliebten spazieren gesehen, die Frau von Montespan und das Fräulein von Fontange. Hierauf erwiderte der König in einem schreienden Tone: Dies könne nicht als Entschuldigung für den Prinzen dienen, denn was er als König sich erlaube, sei noch keineswegs geeignet, von den Kindern seines Hauses nachgeahmt zu werden. Der Streit gewann eine Heftigkeit und Stärke, die doppelt anstößig war, da die offen stehenden Thüren einen Theil des dienenden Personals zu dessen Zuhörern machten. Gleich darauf ging man zur Tafel. Der Prinz war feuerroth im Gesicht, seine Augen standen vor und hatten etwas starres, man sah ihm an, daß ein apoplektischer Zustand ihm nahe war. Dennoch mäßigte er sich nicht; er nahm ein reichliches Mahl zu sich, nach dessen Schluß er sich übel befand. Er brachte noch seine Schwiegertochter zur Königin von England nach St. Germain, von dort zurückgekehrt befiel ihn ein Schlagfluß. Das damals in allen Fällen von den Aerzten angewandte Mittel, Brechmittel und Aderlaß

wurde auch hier in Wirkung gesetzt, doch vergebens: er starb.

Der König bezeugte übrigens an der Wittwe, wie an dem Sohne das natürliche Wohlwollen, das ihn für beide beseelte. Obgleich dem jungen Herzog von Orleans, diesen Titel nahm der Herzog an, zürnend, vermied er doch sichtlich die Gelegenheit, ihm die Schwere seines Zornes fühlen zu lassen, im Gegentheil er hatte die gütigsten Worte der Theilnahme für den Sohn, der am Sarge seines Vaters kniete. Er ließ ihm nicht allein die eigenen Pensionen, er fügte noch die des Vaters hinzu. Madame erhielt ihr Wittthum und das ihr Zukommende. Der Sohn erhielt achtzehnhunderttausend Livres Renten, die Wohnung im Palais Royal, St. Cloud und seinen andern Besitzungen. Außerdem hatte er seine Garden und Schweizer, einen besondern Saal im Schlosse zu Versailles, einen eigenen Kanzler und einen Generalprokurator, auch blieb er Chef seiner Infanterie= und Kavallerie=Regimenter und bekam noch die Gensd'armen= und Chevaux=Legers=Kompagnien dazu, die der Vater besessen.

Die Wittwe.

Sehen wir zu, wie die Herzogin diesen Todesfall aufnahm. Er überraschte sie, sie hatte ihn nicht erwartet. Sie vergoß bittere Thränen. Mein Himmel! schrieb sie an eine Freundin, mußte ich auch hierin noch geprüft und gestraft werden! Während einer dreißigjährigen Ehe, wo ich alles mögliche Herzeleid an ihm ertragen, stirbt er jetzt, da ich auf dem Wege war, mich mit ihm gut zu stellen! In der That war es so. Hatten die Jahre den Herzog mäßiger und milder gemacht, war es der armen Frau gelungen, die Seite an ihm aufzufinden, die empfänglich war für ein redliches, treues Bemühen um seine Gunst, genug, sie hatte das Glück, daß er die letzten zwei Jahre, die seinem Tode vorausgingen,

in einem wahrhaft guten und freundschaftlichen Verhältnisse zu ihr stand. Sie theilten sich einander mit, was Jeden bewegte und interessirte, sie plauderten mit einander wie zwei gute Gatten wohl thun, die alles, was ihnen geschieht als für beide gleich bedeutend und interessant erachten. Er brachte ihr unter Lachen Briefe, die er selbst geschrieben, da er aber die unleserlichste und fehlerhafteste Orthographie, die überhaupt möglich war, sich angeeignet hatte, selbst sie nicht mehr lesen konnte, und sie las sie ihm vor. Die Kinder, früher immer ein Zankapfel unter den Eheleuten, waren jetzt der Grund des Einverständnisses. Sie freuten sich beide, die Tochter gut verheirathet zu sehen, sie war dem Herzoge von Lothringen, einem deutschen Prinzen zu Theil geworden, und über die Extravaganzen des Sohnes tröstete Eins das Andere. Die Herzogin liebte den Sohn grenzenlos, und der Herzog, diese Neigung bemerkend, that nichts, sie davon zurückzubringen; er entschuldigte, wo er entschuldigen konnte, und zeigte in Allem, daß der, dessen Fehler sie beweinte, dessen große und gute Eigenschaften sie lobte, auch sein Sohn war. So machten sich die Angelegenheiten vortrefflich, als der Tod hinzutrat. An dem Bette des Sterben-

8*

den saß die Herzogin und weinte ihre Wittwenthränen. So bist Du von mir gezogen! rief sie bei sich, jetzt da wir uns verstehen, da wir uns lieben lernten! —

Der König war im Begriff, schlecht gegen die Herzogin zu handeln. Durch die ewigen Einflüsterungen, ihrer Feindin, der Frau von Maintenon, bewogen, ging er darauf aus, diese Gelegenheit zu benutzen, sie gänzlich vom Hofe und seiner Person zu entfernen, indem er ihr anbieten ließ, ihren Wittwensitz zu Montargis zu beziehen. Dieser Wittwensitz lag mehrere Meilen von Paris, sie war dort gänzlich allein und verlassen; sie schrieb an ihre Freundin: in Montargis könnte sie Hungers sterben, es würde Niemand nach ihr fragen! Sie erwiderte daher dem königlichen Vorschlage, daß sie nicht wüßte, wodurch sie sich die Ungnade Sr. Majestät zugezogen, daß sie, für ihre Person, nichts mehr wünsche als am Hofe zu bleiben und um die Person des Königs zu sein, den sie hochschätze und verehre wie einen Vater. Diese Sprache verfehlte nicht ihre Wirkung auf Ludwig; er bereute im Augenblick sich so weit haben hinreißen zu lassen, von feindlichen Personen, die wie er wußte der Herzogin zu schaden trachteten, und er eilte, sein Unrecht wieder

gut zu machen, indem er selbst sich zu der Herzogin verfügte. Er kam in die Gemächer derselben und besuchte die, die nichts weniger als auf die Ehre einer solchen Zusammenkunft gefaßt war. Die von ihm so oft und so gern gehörte Sprache der Liebe und Treue, die Sprache, die von der Natur und Einfalt der Sitte, in mitten eines verfeinerten, überkünstelten Hofes, zeugte, verfehlte in diesem Augenblick, wo in herbem Schmerz sie von den Lippen einer armen, verlassenen Frau tönten, ihre Wirkung auf den König nicht. Er hielt länger ihre Hand in der seinigen, er blickte sie an mit dem Auge des Vertrauens und Thränen benetzten seine Wange. Meine theure Schwester, hub er an, darf ich Sie auf etwas aufmerksam machen, was stets zwischen Ihnen und mir sich Unheil verbreitend emporhebt, es ist die Gestalt der Frau, die mir zu nahe steht, als daß ich sie gänzlich unbeachtet lassen dürfte, und die sich wiederholt und bitter über sie beklagt. Stiften Sie Frieden mit ihr: anders wird es nicht gehn. Wir werden zu keinem guten, ruhigen Verhältnisse gelangen. Opfern Sie willig kleine Vortheile des Ranges und Ihrer Gesinnung auf, um sich dieser Frau zu nahen, die doch nun einmal zu uns gehört, und die zu beleidigen doppeltes

Unrecht wäre, da sie Rechte auf Vertrauen und Zuvorkommenheit aufführen kann.

Ich errathe wen Ew. Majestät meinen! sagte die Prinzessin. Ich kann Ihnen zu Gott versichern; während meines ganzen Aufenthalts in Frankreich habe ich darnach gestrebt, mir das Wohlwollen dieser Frau zu erringen; allein es ist mir stets unmöglich gewesen. Sie hat mich immer und immer wieder bitter empfinden lassen, daß ich ihr eine Fremde und dem fürstlichen Kreise Aufgedrungene bin. Mit Schmerz habe ich bemerkt, wie sie sich das Herz Ew. Majestät errungen, und wie sie es benutzt, um mit diesem edelsten Herzen ein unwürdiges Spiel zu treiben.

Sie thun ihr Unrecht, Schwester! erwiderte der König. Sie ist streng dem Glauben zugethan, sie achtet Sie für frivol und weltlich! das ist das Ganze. So sehr sie sich irrt, denn Niemand weiß das besser wie ich, so schwer hält es, sie von ihrem Irrthum zu überführen.

Inwieweit sie mit ihrem Glauben wahres Spiel spielt! rief die Herzogin, wage ich nicht zu unterscheiden.

Halten Sie ein! bemerkte der König sehr ernst. Hier kommen wir an den Grenzpunkt, an

dem auch ich einst zweifelnd gestanden, den ich aber jetzt überschritten habe zur Freude der guten Frau, die sich überglücklich dünkt, indem sie weiß, daß ich das Heil auf demselben einfachen Wege suche, wie sie es sucht und es gefunden hat. Sie ist im Besitz der Wahrheit! Kein Zweifel daran! Sie ist's. Tausend Proben haben mir das bewiesen. Würde ich wohl sonst zu dem Schritte mich haben verleiten lassen, sie mir auf immer zu verbinden? Kein weltlicher Ehrgeiz, keine Lust an den Täuschungen der Sinne brachte mich dazu; nur Würde des Glaubens, die Strenge moralischer und religiöser Grundsätze war es, die mich diese Frau als mein Seelenheil, als meine Retterin und Freundin beizugesellen hieß. Wie die Welt dieses Verhältniß ansieht, was kümmert mich das? Ich stehe im Begriff, diese Erde voll Täuschungen und Lügen zu verlassen; ich will es thun an der Hand dieser edelsten Freundin. Sie soll mir die schweren dunkeln Wolken, die sich in dem letzten Augenblick um die Stirne des Königs, wie um die des ärmsten Bauern lagern, vertheilen helfen. Ihr Bestreben ist dieses. Sie liebt mich mit der ganzen begeisterten Innigkeit ihrer Seele! Das ist's, was ich will! Wo ich bisher einem Weibe genaht, hat mich und meine Schande,

nur stets der leuchtende Mantel der Sinnlichkeit eingehüllt, hier endlich einmal, und wollte Gott es sei nicht zu spät, kommt eine der Heiligen des Paradieses, sich menschlich liebend einem Sterblichen zu nahen! Ach, Madame, wenn Sie wüßten, was ich für Augenblicke durchlebt! Wie sich meine Seele krampfhaft zusammenzog, Angesichts der dunkeln Pforte, die in St. Denny sich für mich öffnen wird! Welche Sterbefurcht, welch ein Entsetzen, wenn ich an die Auflösung aller irdischen Bande dachte! Und jetzt! Wie anders denke ich jetzt über den Tod! Wie ganz anders! Doch nun genug davon. Das sind Dinge, die Jeder in dem Innersten seines Herzensschreins durchzumachen hat. Aber das Wohlwollen gegen jene Frau, die so gegen mich gehandelt, noch immer fort handelt, das kann ich fordern bei denen, die mich lieb haben! Und da stehen Sie oben an, meine Schwester. Gehen Sie fröhlichen Sinnes ihr entgegen! Umfassen Sie die arme Strenggeplagte, umschließen Sie sie mit den Armen der Liebe! Sie werden sehen, wie Sie die starre Rinde brechen, wie Sie mit Wonne werden empfangen werden. Und ich, ich werde endlich diejenigen Personen, die mir am nächsten stehen, nicht kalt, ent-

fremdet, und in dieser Entfremdung leidend, sich gegenüberstehen sehen.

Der König hatte geendet und sah mit einem fragenden Blick zur Herzogin auf, die vor ihm stand. So sehr diese das selbstgewebte Lügengewebe erkannte, in das der gute König sich wickelte, so sehr sie die Unähnlichkeit des Porträts fühlte, das er vor ihr entrollte, sie ging in diesem Augenblick, aufgeregt durch ihr Gefühl, doch auf seinen Plan ein. Nun wohl, rief sie, an mir soll der Widerspruch nicht haften; nicht mich soll man anführen dürfen, wo man in vertrauter Stunde von hartnäckiger, unbesiegbarer Feindschaft redet, ich bin bereit, der Frau von Maintenon vertrauend entgegen zu gehen, um ihre Liebe, um ihre Gunst, um ihre Freundschaft zu werben!

Wohlan! eine gute Stunde ist's, in der wir uns gefunden haben! rief der König, aufspringend. Sogleich soll das edle Werk vollbracht sein. Er eilte in das Vorgemach und gab dort den Befehl, Frau von Maintenon hierher zu bescheiden. Sie ist nahe, sie wartet nur auf diesen Ausgang unseres Gesprächs! Ich weiß es! Da ist sie!

Die Thüren wurden aufgerissen, und auf der Schwelle des Gemachs erschien, wie eine Bildsäule in grauem Marmor, die Gerufene, von

Oben bis Unten in ein einfarbiges Nonnengewand von grauer Seide gehüllt. Sie stand lange und sah mit ihrem gleichgültigen Blicke den König und die Herzogin an. Der König schien anfangs erschreckt von diesem nichtssagenden Gesichtsausdruck, der so wenig zu seiner aufgeregten Stimmung passen wollte; doch er faßte sich schnell, ging auf sie zu, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und führte sie dann zur Herzogin, die ihren Sessel verlassen hatte und in der Mitte der Stube erwartungsvoll stand.

Frau von Maintenon that, als gewahrte sie erst jetzt die Herzogin. Sie erwiderte den Gruß förmlich und steif.

Noch immer standen die Frauen einander gegenüber, nicht wissend, was sie mit einander thun sollten. Die Herzogin lächelte, Frau von Maintenon sah stumpf auf den Boden. Die kurze Pause, die jetzt entstand, war genügend, der Prinzessin alles in's Gedächtniß zu rufen, was diese Frau, die jetzt zweifelnd und unentschlossen vor ihr stand, gegen sie verbrochen. Doch nicht das allein, die Laster dieser heuchlerischen und verstockten Seele wurden vor ihrem Auge lebendig. Sie sah sie sündigen, als Ehegattin die Ehe brechen, dann in Armuth versunken, die Gunst der

allgewaltigen Geliebten erbetteln, diese durch demüthigen Bitte vermögen sich für sie zu verwenden; alsdann sah sie sie diese, ihre Wohlthäterin mit Füßen von sich stoßen, den Sohn zur unnatürlichen, grausamen That gegen die eigene Mutter anreizen, alsdann sich des Mannes bemächtigen, auf deren Besitz sie es abgesehen, seine frömmelnde Seele zu Thaten der Hölle anfeuern, zum Morde von Tausenden seiner Unterthanen, zur Wiederrufung dessen, was er wie seine Vorfahren auf das Heiligste versprochen hatte. Noch nicht genug, verführt sie ihn, einen verhaßten, von all den Seinen verwünschten Bund mit ihm zu knüpfen, den sie um jeden schändlichen Preis der Welt als eine preiswürdige Handlung darzustellen trachtete. Sie sah diese schwarze Seele mit dem Giftmord beschwert, den sie und ihre Genossen ausgeführt und in der Tiefe des Hintergrundes gewahrte sie allerlei verderbliche Pläne schlummern, denn noch war die Wirksamkeit dieser Verdammten nicht zu Ende! Mit diesen Gefühlen stand sie der Frau von Maintenon gegenüber, die von ihr Worte der Demüthigung, des gebeugten Selbstbewußtseins, des gefesselten Stolzes erwartete.

Hier, Madame! rief Ludwig, zwischen die beiden Frauen tretend, hier sehen Sie unsere theuere

Schwägerin, die vor Begierde brennt, sich Ihnen zu nähern. Kommen Sie ihr entgegen. Schließen Sie vor meinen Augen einen Bund, der mich beseligen wird, weil er mir die Versicherung giebt, daß edle Naturen, durch das Ungefähr der Umstände auseinander gehalten, nur eines kleinen Ansporns bedürfen, sich zu erkennen zu geben.

Wenn Madame die Versöhnung will, so wird sie sie mir anbieten! sagte die Frau von Maintenon.

Das thue ich! erwiderte die Herzogin. Kommen Sie, Madame, lassen Sie uns vor dem Könige das Beispiel der Einigkeit geben. Umarmen Sie mich!

Mit Freuden! rief Frau von Maintenon.

Sie legte ihre Arme auf die Schulter Charlottens, die es vorzog, nach deutscher Sitte sie um die Taille zu fassen und sie ans Herz zu drücken. Als dies geschehen war, wichen die feindlichen Elemente mit Genugthuung von einander. Die Heuchelei der Frau von Maintenon fand jedoch noch für nöthig, hinzuzusetzen: Ich grüße Sie, meine Schwester. Möge Gott Sie erleuchten! Wahrlich es wäre Zeit dazu.

Das Wort „Schwester" reizte die Empfindlichkeit der Herzogin, die nichts weniger vermuthete,

als von der Wittwe eines miserabeln kleinen Schriftstellers „Schwester" genannt zu werden. Sie erwiderte also: Madame, das wollen wir dem Himmel überlassen.

Der König weinte.

Frau von Maintenon näherte sich ihm, und sich ihm auf die Schulter stützend, rief sie: O Ludwig! Wie selig sind die, die den Jämmerlichkeiten der Erde abgeschworen haben! Madame, ich grüße Sie. Wollen Sie mir heute die Ehre und die Annehmlichkeit Ihres Besuches schenken, so hoffe ich, damit einen Wunsch Ew. Majestät zu erfüllen.

Die Herzogin dankte und der König führte Frau von Maintenon ab.

Als die Herzogin den Abend erschien, fand sie den König mit seiner Gemahlin allein; Beide waren in tiefer Trauer. Sie blieb eine Viertelstunde, dann entfernte sie sich wieder. Der Hof erzählten sich die beiden Frauen, sei seit wenigen Stunden auf das innigste mit einander verbunden.

Aeußere Lage Frankreichs.

Wir haben noch zwei Todesfälle zu berichten von Personen, die in dieser Geschichte eine Rolle gespielt, von der Frau von Montespan und dem Chevalier von Lorraine.

Die Erstere erlebte noch die Freude, wenn man dieses anders eine Freude nennen darf, ihren ungetreuen Liebhaber noch einmal vor ihrem Tode zu sehen. Es war dies auf einem Feste, das der Sohn des Königs gab, und wo er vorher die Liste der einzuladenden Personen dem Könige überschickt hatte. Der König hatte den Namen der Marquise gelesen und die Liste darauf, ohne ein Wort zu erwidern, eingesteckt. Es war ein Fest zu Ehren der jungen Herzogin von Burgund gegeben. Diese liebenswürdige junge Frau, die da=

mals noch nicht den sie entehrenden Liebeshandel mit dem Herrn von Maulevrier hatte, war in der Blüthe ihrer Gunst beim Hofe, und in der persönlichen Auszeichnung beim Könige. Auch sie war neugierig Frau von Montespan zu sehn und mit ihr waren es sehr viele Damen der Umgebung dieses Kreises. Frau von Montespan kam und wurde vom Könige mit Gleichgültigkeit begrüßt; das war Alles. In dem Kloster, wo sie sich zurückgezogen hatte, fuhr sie fort, Besuche zu empfangen und ihre Zeit der Wohlthätigkeit zu widmen. Dabei beherrschte sie eine furchtbare Todesangst. Sie unterhielt eigens eine Anzahl Personen, die den Auftrag hatten, die ganze Nacht über in ihrem Zimmer zu tanzen, zu lachen, zu spielen: es durfte keine Minute vergehn, wo sie sich allein und ohne dieses gezwungene Accompagnement von Frohsinn befand. So kam das Ende dieser berühmten Frau heran.

Was den Chevalier von Lorraine betraf, so gelang es ihm, sich beim Hofe zu halten; allein verachtet vom Herzog und unbemerkt von der Herzogin. Er suchte um die Gunst des Herzogs von Chartres, doch er erhielt sie nicht. In seinem zügellosen Leben, in welchem er sich mit allen Lastern umgab, nutzte es ihm nichts, daß er Reich=

thümer sammelte; selbst die Erbschaft seines Onkels, die ihm zufiel, machte ihm keine Freude. Er starb plötzlich, vom Schlage getroffen, geschmäht, gelästert und verachtet von seiner Umgebung und bestohlen von seiner Dienerschaft, grade in dem Moment, wo ein Prozeß gegen ihn anhängig gemacht wurde, der ihn der Theilnahme an verschiedenen Giftmorden beschuldigte.

Das Unglück, das den großen König traf inmitten seiner Familie, verfolgte ihn auch außerhalb seines Hauses. Der Krieg wurde mit entschiedenem Mißgeschick geführt. Es sei hier genug nur anzudeuten, welche Verluste Frankreich trafen. Wilhelm III., der sich in Besitz des englischen Thrones gesetzt, war darauf gestorben, indem er noch sterbend seinem Feinde Ludwig XIV. ein feindliches Bündniß entgegensetzte: es war dies die „große Allianz". Der Zweck derselben war, den Erzherzog Carl auf den spanischen Thron zu setzen. Um hierzu zu gelangen, ward Holland verpflichtet, hunderttausend Mann zu stellen, England dagegen stellte zweimalhunderttausend Mann, der Kaiser neunzigtausend. Portugal und Savoyen wurden als Bundesgenossen aufgenommen. Ludwig XIV. hatte in Folge des ausbrechenden Krieges die Schlacht von Blenheim, Ramilles,

Turin und Malplaquet verloren. Die Schlacht von Blenheim hatte Frankreich eine treffliche Armee, die ganze Strecke zwischen der Donau und dem Rhein, und dem ihm verbündeten Hause Baiern sein Erbtheil gekostet. Die Niederlage von Ramilles kostete Frankreich ganz Flandern, das Mißgeschick bei Turin kostete Frankreich die Besitzungen in Italien. Der Sieg bei Malplaquet, der blutigste in diesem Kriege, trieb die Franzosen von den Ufern der Sambre bis nach Valenciennes zurück. Im Dienste Frankreichs kämpften zwei berühmte Feldherrn, der Herzog von Vendôme in Italien und Villeroi in Flandern. Da man in Versailles mit Beiden unzufrieden zu sein Grund zu haben glaubte, schickte der König den Herzog von Orleans in Vendôme's Stelle. Er hatte als Gegner den berühmten Prinzen Eugen und den Herzog von Savoyen. Auch der Herzog kämpfte entschieden unglücklich. Frankreich verlor im Zeitraum weniger Monate Mailand, Mantua, Piemont und endlich auch das Königreich Neapel. Bei seiner Rückkunft erhielt der junge Herzog das Generalkommando in Spanien, mit einer Vollmacht, die, wenn sie ihm in Italien in dieser Art geworden wäre, wahrscheinlich die italienischen Provinzen Frankreich erhalten hätte. In Spanien angelangt,

nahm er Lerida und wollte zur Belagerung von Tortosa schreiten, aber die bereits zu weit gediehene Jahreszeit erlaubte dies nicht. Als er nach Paris zurückkehrte, empfing ihn der König ehrenvoll, indem er ihm seinen Glückwunsch machte, dort gesiegt zu haben, wo der große Condé sich unverrichteter Sache zurückgezogen hatte. Das andere Jahr von Neuem nach Spanien gesendet, war ihm die dort herrschende Hungersnoth und zugleich das Intriguenspiel der Frau von Maintenon entgegen, die behauptete, er verlasse den Hof von Madrid nicht, weil er in die Königin verliebt sei. Trotz dieser Hindernisse nahm er Ginestar und stürmte Tortosa, dessen Besatzung kapitulirte. Mit seiner Zurückkunft nach Paris hatte den König von Spanien sein guter Genius verlassen. Von dem Bunde wurde der Erzherzog Carl zum König erklärt und Vauban machte dem Könige Ludwig den Vorschlag, seinen Enkel, den König von Spanien nach Amerika überzuschiffen. Der König von Spanien floh unterdessen nach Pampelona. Carl bei seiner Ankunft in Madrid sah bald ein, daß hier seines Bleibens nicht war, daß es ihm nie gelingen werde, sich die Liebe der Spanier, die an Philipp V. hingen, zu erwerben. Alle Stände waren gegen ihn. Die verzweifelte

Lage des Königs bewirkte, daß die Widersacher desselben den Herzog von Orleans angingen, sich als König ausrufen zu lassen, eine kecke That, die jedoch ihre Begründung hatte in dem Umstande, daß der Herzog Enkel Anna's von Oesterreich war. Der Herzog willigte nicht ein, schlug aber zugleich den angeregten Plan nicht ganz von sich ab. Dies gab einen Grund seiner Feindin, der Herzogin von Ursinus, diesen Verrath, noch ehe er gegangen war, der Frau von Maintenon zu melden, die ihn begierig auffaßte und den König davon in Kenntniß setzte. Der König, im höchsten Grad erzürnt, befahl dem Kanzler Pontchartrain, den Prinzen zu verhaften und seinen Prozeß einzuleiten. Der Kanzler erwiderte unerschrocken, daß dies nicht wol zu thun sei, daß der Prinz, wenn er sich in Spanien vergangen, dort gerichtet werden müsse, daß Frankreich nicht der Ort sei, ihn für etwas zu strafen, was er außerhalb von dessen Grenzen verbrochen. Ludwig hörte auf diesen Rath und die Sache unterblieb.

Jetzt war der König zu der unglücklichsten Periode seiner Regierung gekommen. Das Mißgeschick schien sich an seine Fersen zu ketten. Alle seine Unternehmungen mißlangen. Die Feinde überall. Die Bedingungen, die er vorschlug, und

einzugehen Willens war, zeigten ihn in seiner ganzen trostlosen Blöße. Er war erbötig, Spanien dem Erzherzoge zu überlassen und die Besitzungen der neuen Welt noch hinzuzufügen, unter der Bedingung, daß Philipp V. Neapel, Sicilien, die spanischen Besitzungen in Italien und Sardinien behalten sollte. Nach den Unglücksfällen des Jahres 1709 gab er die ganze spanische Monarchie auf, die Häfen von Toskana, Mailand, die Niederlande, die amerikanischen Besitzungen und behielt sich nur Neapel, Sicilien und Sardinien vor. Um die Holländer für sich zu gewinnen, gab er ihnen vier Festungen als Bürgschaft, er entsagte der Souveränität des Elsasses, gab Straßburg und Breisach hin, versprach alle Festungen von Basel und Philippsburg schleifen zu lassen und überließ den Generalstaaten eine Menge Städte. Hiemit noch nicht genug, verlangten die Alliirten, die während der Verhandlungen Siege bei Bethüne und Saragossa gewonnen, daß er selbst seinen eigenen Enkel aus Spanien verjagen sollte.

Bis hierher hatte das entschiedenste Unglück alle Schritte des alten Königs verfolgt, jetzt wendete sich die Angelegenheit zum Bessern. Der Herzog von Vendôme erschien in Spanien und mit

ihm siegten die königlichen Waffen. Der König bezog wieder Madrid. Der Sturz Marlborough's stimmte England für Frankreich, der Tod des Kaisers in Deutschland ließ den Bund bedenken, daß, wenn er gegen die Vergrößerung Frankreichs wirken wolle, er ebenso gegen die Machterhöhung Deutschlands gerüstet sein müsse.

Im Jahre 1713 im Utrechter Frieden konnte Ludwig nach dem Siege bei Denin folgende günstige Bedingungen mit den Mächten schließen. Vorher ging die Entsagung Philipp V. auf die Krone Frankreichs, sowie die des jetzigen Dauphin's auf die von Spanien voraus. Der Herzog von Savoyen erhielt die königliche Würde und die Anwartschaft auf die spanische Krone im Fall des Erlöschens des Hauses Philipp V. Holland erhielt die österreichische Oberhoheit der spanischen Niederlande. Dem Kaiser war das Königreich Neapel und Sardinien angeboten, einen Theil des spanischen Flanderns und die Häfen der toskanischen Küsten, nebst einem Antheil an der Lombardei. England bekam seine Forderung erfüllt, die Demolirung des Hafens von Dünkirchen; es behielt Gibraltar und Minorca, und in Amerika die Hudsondbai, die Insel Neufundland und Neuschottland, die früher französisches Eigenthum

gewesen waren. Endlich wurden auf Englands Verlangen alle Hugenotten befreit, die sich noch in den Gefängnissen befanden. Der Kurfürst von Brandenburg bekam den Königstitel, dazu Obergeldern und das Fürstenthum Neuschatel. Frankreich erhielt von dem König von Preußen das Fürstenthum Oranien und die beiden Herrschaften Chalon und Chatel-Belin in Burgund. Der Marschall von Villars und der berühmte Eugen unterhandelten in den Vergleichen, die ziemlich stürmischer Natur waren.

Beim Schlusse dieser Angelegenheiten zählte der König sechsundsiebzig Jahre, sechzig Jahre hatte er die Krone getragen. —

Der Tod des Königs.

Der König zeigte gegen das Ende seines Lebens jenes ernste und kummervolle Gesicht, das der Hof bereits seit einigen Jahren an ihm kannte, und das so gänzlich verschieden war von dem heitern, ritterlichen, zu jedem Vergnügen aufgelegten Geiste, der ihn früher beseelte. Man schob diese Verödung der Frau von Maintenon zu; allein sie war zum größten Theil Sache der Natur. Ein reiches Leben lag hinter ihm; alle Erscheinungen hatten sich abgenutzt, die Schmeichelei hatte sich überboten, die falsche Bewunderung, der geheuchelte Glanz hatte ihm zum Spielwerk ausersehen, um ihm, dem armen Sterblichen glauben zu machen, er gehöre zu den unsterblichen Göttern. Die menschlichen Gesetze in ihrer Unvoll=

kommenheit begünstigten die Richtung der Zeit, die sich für die Fürsten aussprach, sie that Alles, dieses Gewebe der Lüge in allen ihren Bestandtheilen festzuhalten, und Ludwig hätte größer sein müssen als er war, um einzusehen, wie die Zeitlaune mit ihm spielte. Er, der in seinem Stolz so weit ging, zu behaupten L'etat c'est moi, war in der That ein schimmernder Titel des Frankreichs geworden, das sich im Gepränge und in den rauschenden Bestandtheilen der Macht gefiel. Wenig gute und für die Nachwelt ersprießliche Gesetze theilen sich aus dieser Periode des fürstlichen Glanzes her, ein sehr schädliches, die Einführung der stehenden Heere hat dieses Zeitalter Ludwigs geboren. Diese stehenden Heere sind die Handhaben der fürstlichen Willkühr geworden, und sie werden es bleiben, so lange es Fürsten giebt.

In seinem Pallaste eingeschlossen, verträumte der gekrönte Greis seine Tage in unheilvollem Schweigen. Vergebens that man ihm kund, daß der Mangel an Bewegung seinen Zustand verschlimmere, er war nicht zu bewegen, die zerstreuenden und kräftigenden Spaziergänge und Fahrten, wie er früher gepflegt, zu unternehmen. Alles, wozu man ihn bringen konnte, waren auf

dem Rollstuhle kleine Excursionen in den schattigen Baumgängen von Versailles.

Die Gefährtin seiner Einsamkeit war die Frau, in deren Gewalt er sich befand, und die ihm das bittere dieser Abgeschlossenheit mit Absicht fühlen ließ, weil sie mit ihm grollte, da er sich fortwährend weigerte, ihre Wünsche zu erfüllen. Von Tag zu Tag wartete sie als Königin gekrönt zu werden, und von Tag zu Tag fühlte sie sich getäuscht. Zuletzt gab sie es auf und war nur bedacht, die Regentschaft für ihren Liebling, den Herzog von Maine zu erwerben. Hierauf gingen jetzt alle ihre Künste, ihre Verdächtigungen, ihre Anklagen. Zuerst beschuldigte sie den Herzog von Orleans des Giftmordes, und ließ dies so deutlich dem Könige fühlen, daß sie dessen Herz von seinem Enkel abzog. Von ihr bezahlte Leute mußten überall, wo der Herzog öffentlich erschien, ihm diesen entsetzlichen Vorwurf entgegenhalten. Der Herzog, zu dessen Parthei sämmtliche Prinzen von Geblüt gehörten, faßte endlich den Entschluß, dem Gerede kräftig entgegenzutreten. Er begab sich zum Könige und forderte Untersuchung und Gerechtigkeit von ihm. Ludwig gab ihm ausweichende Antworten, und als er sich bereit erklärte, in die Bastille sich einkerkern zu lassen, bemerkte

der König, er würde ihn dort lassen, wenn er hineingänge. Hierauf, durch diese kaltblütige, wegwerfende Rede empört, machte sich der Herzog an der Spitze seiner ganzen Parthei nach St. Cloud. Herr von Pontchatrain, den wir schon einmal zu Gunsten des Prinzen haben auftreten sehen, ergriff auch hier seine Sache; er stellte dem König vor, wie übel es für den Ruf und das Wohlergehen des Prinzen sei, wenn durch das zweifelhafte Verhalten des Königs das Volk in seinem Glauben bestärkt werde, und er erreichte es von Ludwig, daß er den Herzog völlig freisprach von dem Verdacht des Mordes und den Chemiker Humbert, der sich in die Bastille begeben, frei zu lassen befahl. Die Parthei, die sich diese schwarzen Anklagen erlaubt hatte, die Parthei der Frau von Maintenon, und des legitimirten Prinzen war geschlagen und mußte schweigen.

Jetzt begann die Bemühung, jene Früchte doppelten Ehebruchs, jene außer der Ehe erzeugten Prinzen so hoch zu heben, daß sie mit den legitimen Kindern von Frankreich gleichen Rang hatten. Auch dieses wurde erreicht, ja der König, halb schon sterbend, unterschrieb ein Testament, in welchem er den Herzog von Maine zum Regenten in Stelle des Herzogs von Orleans fest=

setzte Dieses wichtige Papier übergab er dem Generalprokurator und hieß ihn, es beim Parlament versiegelt niederzulegen.

So nahte der Festtag des heiligen Ludwig's. Der König hatte sich von Marly nach Versailles begeben. Es war ein Fest bei Hofe angesagt, allein mitten in dessen Entwickelung schwieg die Musik und das Befinden des Königs wurde dergestallt Besorgnisse einflößend, daß man nach den heiligen Orten sendete, und der Cardinal Rohan in eigener Person sich beeilte, die Sterbesakramente zu holen, während der Pater Le Tellier des Königs Beichte hörte. Frau von Maintenon und noch eine kleine Anzahl Personen umgaben das Bett des Königs, der vollkommen bei freiem Bewußtsein die letzten Augenblicke überhandelte und sprach. Er ließ durch den Herzog von Villerois den kleinen Thronerben sich bringen, umarmte das Kind, und segnete es; dann wandte er sich zum Herzog von Orleans, ließ ihn zu sich niederknien und sprach lange leise mit ihm, so daß die Gegenwärtigen, die sich auf seinen Wunsch etwas zurückgezogen hatten, nichts verstehen konnten, was er sagte. Der Herzog behauptete, er habe ihn für den künftigen König Frankreichs erklärt, im Fall der kleine Dauphin sterben würde. Eine

Behauptung, der die Gegenpartei widersprach, denn dasselbe Versprechen hatte der Herzog von Maine von ihm. Zu der Herzogin wandte er sich und sagte ihr besonders freundliche Worte, die diese mit Thränen erwiderte. Frau von Maintenon, die diese Traurigkeit bemerkte, rief laut: Weinen Sie nicht, Madame, Sie regen dadurch den König auf, und schaden ihm. Die Herzogin erwiderte nichts auf diese harten und unpassenden Worte. Sie hatte vom König selbst das Zeugniß erhalten, daß er ihren redlichen Willen anerkannt, daß er sie achtete und daß alles boshafte Geschwätz, das da beabsichtigte, sie aus seinem Herzen zu entfernen, ihn gleichgültig ließ.

Als er allein mit Frau von Maintenon war, sagte er zu ihr: Madame, wir sehen uns bald wieder!

Frau von Maintenon erhob sich und ging fort, ohne eine Silbe zu antworten. Als sie in ihren Gemächern angelangt war, rief sie! Und ist das nunmehr alles? Soll mich dieses alberne Rendezvous trösten? Soll ich etwa dort oben auch mit diesem langweiligen alten Manne allein sitzen? Mein Himmel! man hat mich schön zum Besten gehabt. Ich war jung und konnte auf Vergnügen Anspruch machen! Was hat man mir gege-

ben? Langweile! Immer mußte ich mit diesem alten Manne und seinem ebenso alten Ministerium zusammen sein, während ich junge Leute um mich sehen wollte, um die Tage meiner Jugend zu genießen, so wie ich sie alle Welt um mich genießen sehe! Man sehe doch! Das ist das Ende der Posse.

Mit diesen Worten stieg Frau von Maintenon in den Wagen und fuhr ab, ehe noch der König seinen letzten Athemzug gethan. Er fragte nach ihr, doch Niemand wußte, wo sie geblieben. Der Marschall von Villerois sagte endlich aus, daß er sie nach St. Cyr habe fahren sehen.

In St. Cyr angekommen, merkte die allmächtige Frau die Ordnung der Verhältnisse, die unterdessen sich gestaltet hatten. Die Aebtissin von St. Cyr weigerte sich, ihre erhabene Kostgängerin entgegenzunehmen. Wird es Sr. königlichen Hoheit, der Regent auch gestatten, daß ich diese Frau bei mir beherberge, fragte sie den Herrn von Convoye, dem die Dame dorthin gefolgt war.

Den 1. September 1715 war der Todestag des Königs, im siebenundsiebzigsten Lebensjahre und im zweiundsechzigsten seiner Regierung.

Der Regent.

Der König hinterließ bei seinem Tode eine Schuldenlast von zweimalhunderttausend Millionen. Diese hielt sich der Regent für verpflichtet, zurückzuzahlen, er antwortete daher dem Polizeiminister, der ihm hinterbrachte, das Volk nenne den König den Banquerottier: das letzte Mittel, das Volk zum Schweigen zu bringen, sei, die Schulden des Königs zu tilgen. Um den Rohheiten der Menge zu entgehen, die den Sarg des Königs anhalten und ihn zerstören wollte, ließ man das Leichenbegängniß heimlich und auf Umwegen nach St. Denys gehen, von Niemand begleitet, und von jedem königlichen, ja sogar fürstlichen Schmucke entblößt.

Der Herzog siegte über seine Feinde; er setzte

sich als Regent fest, ließ sich alle Gewalten übertragen und übergab nichts seinem Gegner, dem Herzog von Maine, der in Folge des Testaments des Königs Regent sein sollte, als die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs, den man nach Vincennes, der gesunden Luft wegen, führte. Das Testament des Königs ward über den Haufen geworfen.

Der Herzog kam zu seiner Mutter, ihr diese Neuigkeit mitzutheilen; sie war höchst erfreut darüber.

Jetzt denke ich daran, hub der Regent wieder an, wie ich auch Ihre gerechten Ansprüche befriedige; theure Mutter. Sie haben als alte Schuld dreimalhunderttausend Francs zu fordern. Diese sollen Ihnen bezahlt werden, und außerdem erhöhe ich Ihre Pension mit hundertundfunfzigtausend Livres.

Wie? rief die Herzogin erfreut; ist Dir das möglich?

Ich sehe dies für meine Pflicht an, die nicht sowohl der Sohn als der Regent Ihnen darzubringen verpflichtet ist.

Aber bei der großen Schuldenlast des Königs?

Lassen Sie mich machen, liebe Mutter! Vor allen Dingen muß Ihnen das Ihrige werden.

Gut, mein Sohn. Ich verspreche Dir, keinen Sous Schulden zu hinterlassen, wenn ich sterbe. Der Unterhalt meines Hauses kostet mich jährlich nahe an dreimalhunderttausend Livres. Um auszukommen, habe ich alle meine Diamanten abgeschafft. Es ist besser, ungeputzt zu erscheinen, als sein Haus mit Schulden zu belasten.

Wollte Gott! rief der Sohn, alle die hohen Herren und Damen, die an Frankreich's Tisch getafelt, hätten so gedacht. Aber man hat gewirthschaftet, als käme hinter uns Niemand. Schon welch eine thörichte Verschwendung trieb der König mit der englischen Emigranten-Familie, die er sich auf den Hals ladete, und jahrelang die Ausgaben für ihren Hof, den sie hier hielten, bezahlte. Aber mein fester Entschluß ist es, den Chevalier de St. Georg nicht weiter zu unterstützen.

Auch zu diesem Entschluß hast Du meinen Beifall! rief die Herzogin. Diese unglückliche Familie hat keine Zukunft. Der Sohn wird wie ein Abentheuer endigen. Und nun noch etwas, mein Sohn, eine Bitte, die ich Dir vortrage: Schaffe den Spitzbuben, den Dubois ab.

Weshalb? inkommodirt er Sie?

Er ist der gemeinste Taugenichts, den Du im Umfang der Monarchie finden kannst, rief die Herzogin. Bedenke Deinen Ruf als Repräsentant der höchsten Macht, und diese gemeine, schmutzige, leichtfertige Fliege Dir zur Seite. Was wird man sprechen.

Ich gebe Ihnen mein Versprechen, ihn fortzuschicken.

Ja doch! das hast Du mir schon oft gegeben! rief Charlotte. Nein, heute noch. Es muß reines Haus gemacht werden. Diese Creatur muß hinaus! Wie erbärmlich hat er gegen Dich gehandelt! Auf der Maintenon Rath Dich mit der Tochter der Beischläferin verheirathet! Dafür sich bezahlen lassen!

Liebste Mutter, alte Geschichten!

Ich weiß es; aber von diesen alten Geschichten schreibt sich mein Elend, meine geheime Sorge her. Sie verbittern mir mein Leben und kürzen meine Jahre.

Ich will es nicht hoffen, Mutter.

Auch in meiner Gunst wußte sich der Arglistige zu schmeicheln, fuhr die Prinzessin fort; aber dem Himmel sei Dank, seine ganze Nichtswürdigkeit wurde mir nur zu bald deutlich, als

daß ich lange in seinen Fesseln zu schmachten nöthig gehabt hätte. Wo blieb nur Monsieur's und mein gutes Einsehen, als wir diesen Treulosen unter uns aufnahmen, der gleich damit anfing, Dich, Du warst noch nicht vierzehn Jahre alt, in schlechte Häuser zu führen.

Kleine Späßchen, Mama!

Ich weiß alles! Es ist nur nicht mehr die Zeit, davon zu sprechen! —

Nein, wahrhaftig nicht, Mama.

Aber fort muß er. Ich will nicht eher mein Haupt zum Schlummer niederlegen, so lange der Schwarzrock bei Dir ist. Laß ihn für seine vielen Sünden vor Gericht ziehen, begnadige ihn dann, wenn sie ihm das Leben absprechen, und laß ihn dann laufen, mit dem Beding, nie wieder in Paris sich sehen zu lassen. Es ist eine Schande, daß ein so offenkundiger Gottesleugner und Schandbube Dir zur Seite steht!

Gottesläugner?! rief der Prinz und blickte seine Mutter mit einem besondern lächelnden Ausdruck an. Sind wir beide denn sehr kirchlich fromm, Mama?

Schweig! rief die Herzogin.

Machen wir uns etwas daraus, wenn heute die Kirche und in ihr der liebe Gott abbrennt?

Schweig, schweig! rief die Herzogin. Was wir im Geheimen denken, das darf nicht in's Publikum dringen. Die Menge muß ihre feste Religion, ihren angestammten Gott haben; das ist in der Ordnung. Wehe dem, der Hand anlegt an die Heiligthümer des Glaubens; er wird sehen, was er gethan hat! Nie hast Du dergleichen von mir gehört. Es ist wahr, durch das Spiel, das man an diesem Hofe mit den religiösen Dingen getrieben hat, bin ich angetrieben worden, besonders eigensinnig auf die einfache Religion zu halten, wie sie stets das Bedürfniß meines Herzens gewesen, wie sie der Trost meines Alters ist. Da kommt nichts von Gleichgültigkeit und Religionsspott vor.

Ich will es gern glauben, meine Mutter! Wir wollen hiervon nicht weiter sprechen.

Gut. Wann geht Dubois? fragte die Herzogin.

Lassen Sie ihn noch etwas seine Angelegenheiten besorgen! rief der Herzog. Ich kann nicht Einen, der Jahrelang um meine Person gewesen ist, wie einen Dieb in der Nacht fortjagen? Dies bin ich schon dem Andenken des Herrn Saint Laurent schuldig.

St. Laurent hat uns ein hübsches Präsent

mit ihm gemacht, rief die Herzogin. Was war der Mensch als er zu uns kam? Halb Bedienter, halb Schreiber bei dem Pfarrer in St. Eustache; Sohn eines Apothekers zu Breves-la-Gaillarde. Man sagte mir, daß seine Mutter vergessen habe, ihn taufen zu lassen, und daß er gleich dort anfing, der Kammerfrau, der Frau von Gourgues, ein Kind zu machen.

Der Regent lachte.

Du lachst? Das ist empörend.

Madame, doch hab ich bei ihm allein etwas gelernt! rief der Sohn. Sie werden ihm doch zugestehen, daß er Kenntnisse besitzt. Alle meine übrigen Erzieher, was haben sie gethan? Das Geld genommen, es eingesteckt und mich gelassen, wie der liebe Gott mich geschaffen. Da war der Marschall von Noailles, der Marschall von Estrade, der Herr Herzog von Vieuville, der ein ganz besonderer Simpel war — sie sind alle dagewesen, aber gethan haben sie nichts. Deshalb kamen Sie und Monsieur auf den gesunden Einfall, einmal einen Erzieher für mich anzunehmen, der kein Marschall und kein Herzog war.

Es ist wahr, bemerkte die Herzogin, wir befanden uns in einer kleinen Verlegenheit. Es war ein Entschluß, den der Vater faßte, gerade

weil Du so klug warst, daß wir nicht weiter mit Dir zurecht kamen. Hätten wir gewußt, daß es so endigen würde, wir hätten anders gehandelt.

Nun, es soll Ihrem Willen genügt werden! rief der Sohn. Lassen Sie mir nur Zeit. Jetzt drängt sich Alles zu mir. Ich bin überhäuft mit Geschäften.

Mit diesen Worten küßte der Regent seiner Mutter die Hand, und verließ sie.

Wenige Tage darauf bewilligte er Dubois Gesuch als Staatsrath, indem er dazu sagte: Nur Vorsicht, Herr Staatsrath.

Verwundert sah ihn der Beförderte an.

Ich meine, erwiderte der Regent, daß Du in Rücksicht Deiner neuen Anstellung vorsichtig sein sollst. Für's erste nicht davon sprechen. —

Wie Ew. königliche Hoheit befehlen, erwiderte Herr Dubois. Nur wünscht ich zu wissen, in Betreff welcher Person mir diese Vorsicht ganz besonders anzuempfehlen ist.

Es ist meine Mutter. Sie will Dich von meiner Person entfernt sehen.

Ach, ich begreife. Die Herzogin hat Ursache, mir gram zu sein! rief Dubois. In ihrer Stelle wäre ich es auch. Doch will ich sehen, ob es mir nicht möglich ist, mich wieder in ihre Gunst ein=

zuschmeicheln. Ich werde ihr viel von Ihnen und Ihrem Ruhme erzählen.

Für's Erste wird sie Dich nicht vorlassen! sagte lachend der Regent.

Sie wird mich vorlassen! Was gilt die Wette. Ich werde ihr sogar sagen, daß ich diese neue Stelle ihrer Gunst zu danken habe! Und wenn sie läugnet, werde ich mich auf meine Kniee vor ihr niederlassen, auf meiner Behauptung beharren und sie bei allen Heiligen beschwören, mir ihre so unschätzbare Gunst nicht zu entziehen.

Versuche es! rief der Regent. Frech dazu bist Du genügend. Hast Du mit der kleinen Demarets gesprochen?

Ja, Ew. Hoheit. Es hat Mühe gekostet, aber es ist gelungen.

Mühe gekostet! Eine Schauspielerin!

Ew. Hoheit wissen nicht, wie dieses Kind erzogen worden, rief Dubois. Der Vater, als er vernahm, sie ginge auf die Bühne, hat er seine Hand von ihr abgezogen und die Mutter hütet sie, wie man nur ein sechzehnjähriges Mädchen hüten kann.

Man kennt das!

Zum Beweise, gnädiger Herr, diene, daß, als ich von Ihnen sprach, von der ersten und mäch-

tigsten Person Frankreichs, sie ihr kleines Haupt schüttelte und wenig Lust bezeigte, als ich ihr aber sagte, Sie seien der schöne junge Mann, den sie schon mehrmals auf dem Theater gesehen, da klatschte sie in die kleinen Hände und rief: O, der allerliebste Cavalier! der so listige, verliebte Augen hat, der immer aussieht, als hätte er einen Champagnerrausch! der so keck spricht und so ungenirt handelt! Ach, der ist mein Mann.

Schon gut, man kommt, entferne Dich! —

Während die Thüre für späte Gäste geöffnet wurde, entglitt Herr Dubois in's Nebenzimmer.

Die Familie des Regenten.

Da der Regent im sechzehnten Jahre geheirathet hatte, so besaß er jetzt schon eine Familie von vier Töchtern. Die älteste war die Herzogin Berry, die schon seit drei Jahren Wittwe war. Dieses junge Geschöpf war die Anmuth selbst, aber auch zugleich von der heftigsten Laune geplagt. Sie führte beständig mit ihrer Mutter und ihrem Vater Krieg; ihrem Vater, den sie doch liebte, und von dem sie schwärmerisch geliebt wurde. Sie war groß, schlank und ihre Hautfarbe war das durchsichtigste Weiß, was man sehen konnte. Als ein Kind von sieben Jahren wurde sie von einer heftigen Krankheit befallen, die die Aerzte so sehr in Verlegenheit setzte, daß sie an

ihrem Aufkommen zweifelten. Da nahm der Vater die Kleine zu sich, pflegte sie auf's Beste, curirte sie mit Medikamenten, die er selbst bereitete und hatte das Vergnügen, sie genesen zu sehen. Als ein Werk seiner Geschicklichkeit und Kunst liebte er jetzt das kleine Mädchen mit einer so unvorsichtigen Neigung, daß der verderbte Hof daraus Beweise zog, daß bei dieser Liebe sich nicht alles so verlief, als es bei der Liebe eines Vaters zu seiner Tochter zu geschehen pflegt. Die junge Herzogin kümmerte sich um dieses Gerede nicht, sie lebte fortwährend in der genauesten Gemeinschaft mit ihrem Vater, sie speisten zusammen, bei welcher Gelegenheit ein Fräulein Vienne, die ihrerseits ein mit allen Künsten der Verderbniß vertraute Person war, ihnen Gesellschaft leistete, wo diese Gesellschaft nöthig befunden wurde. Man hat aus dieser Zeit noch ein Gedicht, zu dem der Herzog die Worte, wie die Musik selbst geschaffen hatte, das im Feuer der zärtlichsten Neigung ganz dazu geeignet war, die Gerüchte zu bestätigen, die in Beziehung dieses Verhältnisses im Publikum umherliefen. St. Simon entwirft von ihr ein Portrait, das nicht wohl in schwärzerm Schatten gemalt werden kann. Er nennt sie eine Meisterin in jedem Laster, eine um so ver-

derblichere Meisterschaft, da sie äußerlich mit allem Glanz der feinen und geübten Sitte erschien.

Die zweite Schwester, Luise Adelaide von Chartres, war nicht minder schön wie die Herzogin, ihre Schwester: sie tanzte und sang zum Bewundern, übrigens beschäftigte sie sich mit den männlichen Fähigkeiten und Kunstfertigkeiten, die sie ihrem Vater üben sah. Sie liebte die Gewehre, sie machte sich bekannt mit der Dressur von Pferden und Hunden, sie half dem Vater in seinem chemischen Laboratorium arbeiten; sie fertigte Feuerwerke und legte sich eine Waffensammlung an.

Ihre Schwester, Fräulein von Valois, war nicht so hübsch als die beiden ältesten; doch hatte sie prachtvolles Haar. Ihre Nase war groß, der Kopf steckte ihr zu sehr zwischen den Schultern, sie hatte einen hervorstehenden Zahn, der sich stets sehr bemerkbar machte.

Jetzt kam in der Zeitfolge ein Sohn; er war der einzige legitime, den der Herzog hatte, es war Ludwig von Orleans, der 1703 geboren wurde. Dann kamen noch zwei Töchter, von denen aber hier noch nicht die Rede sein kann.

Diese Kinder wurden von der Herzogin, da sie nicht ihre Einwilligung aus freien Stücken

dazu gegeben hatte, daß sie erschienen, mit gleichgültigem Auge angesehn. Sie konnte es nie vergessen, daß Fräulein von Blois, die Tochter ihrer Feindin, eine ihr aufgezwungene Schwiegertochter war, und ging mit ihr um, wie man mit einer fremden Person umgeht. Sie besuchten einander zu Mittag, bei welcher Gelegenheit die Herzogin streng darauf sah, daß die Schwiegertochter in der passenden Kleidung vor ihr erschien, das heißt in dem festgeschnürten Leibstück, das die ganze Taille in eine strenge Richtung gefangen hielt, so daß an kein hin und her Schwanken, an kein Anlehnen oder Zurückbiegen zu denken war, sondern die in diesem Panzer befindliche Person stets grade und aufrecht da saß. Dieses förmliche Kleidungsstück, das schon längst in dem Rufe stand, altmodisch zu sein, war bei dem jungen Hofe fast gänzlich abgeschafft, und nur bei hohen Anstandsdamen, die in ein gewisses Alter getreten waren, wurde es getragen. So bei der Herzogin. Sie erschien nie ohne den Panzer, der, je nach der Würde in dem Range der Personen, die zu ihr kamen, oder bei denen sie erschien, von Gold und Silberstoff mit Spitzen und Diamanten bedeckt war. Die neueste Mode wurde von den jungen Damen getragen und bestand in den robes bal-

lants, sogenannte Flügelkleider, die vorn auseinanderschlugen und nur ein kleines biegsames Leibstück hatten. Diese hatte sich die junge Herzogin auserwählt, weil die Tracht ihr am Besten zusagte, ihrer Trägheit Vorschub that, und ihrem steten Müssiggange und ihrem Herumliegen auf Bettsesseln oder Coucheusen am geeignetsten nachhalf. Diese Art Kleidung war jedoch der Herzogin ein Gräuel. Sie erlaubte nicht, daß irgend eine Dame, sie mochte so vornehm sein wie sie immer wollte, und war man bei dem jetzigen Hofe vornehmer, als Madame, in dieser Kleidung bei ihr erschien. Die junge Herzogin hatte also immer die Qual, ihr altes abgelegtes Leibstück anzupassen, wenn sie im Palais royal bei ihrer Frau Mama zu Mittag speiste. Sie ließ sich daher entschuldigen und schickte eine oder zwei ihrer Töchter. Die Herzogin dagegen kam regelmäßig an den Tagen, die sie dazu festgesetzt hatte, zu ihrer Schwiegertochter und brachte dort zwei bis drei zeremoniöse Stunden zu. Ein zweites Hinderniß, weshalb die junge Herzogin nicht bei ihrer Schwiegermutter erscheinen wollte, war das Tabouret, das ihr daselbst angeboten wurde und von dem die Herzogin durchaus nicht abging. Die arme Frau, die nie anders gewohnt war zu spei-

sen als liegend, die den ganzen Tag lag, mußte hier auf einem Stuhl mehrere Stunden sitzen. Dies war eine Rache, die zu nehmen die Herzogin sich erlaubte. Kam sie jedoch zur Schwiegertochter, so litt sie, daß diese zu Tische lag, denn es hieß, daß sie krank sei, und kranken Personen wurde Freiheit gestattet.

Auch in die Erziehung der Enkeltochter mischte sich die Herzogin nicht. Sie waren so wie sie waren; es kümmerte sie nicht. Sie behandelte sie wie völlig fremde junge Mädchen. Diese jedoch vergaßen nie auf das Allergenaueste das Ceremoniel und die Rücksichten zu beobachten, in denen ihre Pflichten gegen die Großmutter bestanden. Auch das ärgerliche Gerücht, das in Betreff der ersten Enkeltochter und dem Vater bestand, hatte sie wol gehört, beachtete es aber nicht, und nie kam ein Wort, dahin zielend, über ihre Lippen. Sonst sprach sie gern über die Liebeshändel ihres Sohnes mit ihm, und er erzählte ihr Alles, was er für gut fand ihr mitzutheilen. Sie lachten und plauderten mit einander oft mehrere Stunden. Jedesmal schloß eine solche vertrauliche Mittheilung mit dem respektvollen Handkuß und dem üblichen Abschiedsgruß des Sohnes.

Die Leibwache der Prinzessin.

Die Herzogin von Berry war durch ihren Vater verwöhnt: Von Natur stolz und hochmüthig im Uebermaß, wurde sie es durch die verkehrten Erziehungsmaßregeln ihres Vaters nach Grundsätzen. Diese Erziehungsmaßregeln waren nichts als Galanterieen eines Liebhabers, der seiner Schönen womöglich alle Schätze der Welt zu Füßen legen wollte. Gleichen Schritt mit ihrem Uebermuth ging ihre Vergnügungssucht und ihr Verlangen nach ausschweifenden Genüssen. In ihr lebte jene Julia wieder auf, deren Charakter einst die Sorge und die Verzweiflung ihres Vaters, des ehrlichen Augustus gemacht hatte. Nur mit dem Unterschiede, daß Augustus seine Tochter

liebte, aber nicht verliebt in sie war. Mit einem feinen sylphenartigen Körper, dem jede Anstrengung zu viel schien, verübte doch die Prinzessin Ausschweifungen, die man höchstens einer derben Natur zutrauen mochte. Aber freilich war die Ausdehnung der Zeit, wo sie sich auf die Ausdauer und Genußfähigkeit ihrer Nerven verließ, nicht sehr weit gemessen; sie erlag bald einem Uebel, zu dem der Keim bereits in ihrer Constitution gelegt war.

In der Zeit, von der wir sprechen, war die junge Herzogin das frischeste und reizendste Wesen, das man sehen konnte.

Die gewöhnlichen Auszeichnungen einer Tochter Frankreichs waren ihr nicht gut genug, sie strebte vor allen Dingen ein Palais zu besitzen, dessen Lage gesondert war von den übrigen fürstlichen Wohnungen, von denen aus man sie belauschen konnte, sie bat daher ihren Vater, ihr den Palast Luxembourg zu geben, und nachdem sie diesen erhalten, richtete sie sich darin ein, völlig nach ihren Launen. Sie empfing wen sie wollte, und empfing ihn zu Zeiten, die ihr behagten. Die Nacht ward zum Tage gemacht. Alsdann strebte sie danach, eine eigne Leibwache zu besitzen. Dieses war eine ungewöhnliche Bevor-

zugung, die nur gekrönten Häuptern zukam, und die eine Prinzessin in Frankreich noch nicht besessen hatte. Der Regent gewährte auch diesen Wunsch, doch gab er der Angelegenheit ein gewisses Ansehn von Ehrfurcht, indem er zugleich seiner Mutter ebenfalls eine Leibwache bewilligte. Die gute Frau wußte mit diesem kostbaren Möbel nicht viel anzufangen. So wenig wie sie sich öffentlich zeigte, war diese prahlende Bewachung mehr ein Hinderniß, daß sie erschien, als daß es ein Beförderungsmittel gewesen wäre. Der Pomp der Waffen machte ihr einen unangenehmen Lärm, wenn sie ihr Lieblingsstündchen im Theater zubringen wollte, und die Befehle, die sie ertheilen mußte, spannten ihre Aufmerksamkeit unnütz auf einen Gegenstand, der deren nicht werth war. Sie kam daher ein paar Mal mit ihrer Leibwache zum Vorschein, später erhielt dieselbe Wache Befehl, sich zu der andern Besatzung von Paris zu halten und dort mit dieser die üblichen Manöver zu machen, nur das sie den Namen Leibkompagnie der Frau Herzogin-Wittwe zu führen die Ehre hatte. Ganz anders nutzte die Nichte die ihr zugetheilten Truppen. Fürs Erste sorgte sie dafür, daß es die schönsten Männer waren, die sich auftreiben ließen, und zweitens setzte sie sie fortwäh-

rend in Athem. Bald hierhin, bald dorthin mußten sie vorangehn, bald hier, bald dort mit Parade und Lärm auftreten, und die Blicke der Menge auf sich ziehn. Es machte seine Wirkung, wenn ein langer Zug von berittenem Militär die Straßen hinaufzog im Schall kriegerischer Instrumente, alsdann der Wagen der Prinzessin folgte, und dann wieder die behelmten und betreßten Reiter den Schluß machten. Es schien in der Ordnung zu sein, daß die höheren Offizierchargen zugleich die begünstigsten Liebhaber der schönen Prinzessin waren, und so sehr der Vater gegen diese Verwendung der ihr bewilligten Militärmacht protestirte, es geschah doch, wenn auch heimlich. Ihre Hofdame, Frau von Pons, besorgte diesen Theil der Ueberwachung der Liebhaber vollkommen im Sinn der Prinzessin.

Eines Tages fanden sie in den innern Hofräumen des Pallais einen jungen Menschen von großer Schönheit bei einem Bündelchen mitgebrachter Sachen sitzen und weinen. Was fehlt Dir mein Sohn? fragte die Prinzessin, die mit ihrer Hofdame unerkannt hier herumwandelte. Ach, Madam, sagte der junge Bursche, indem er sich mit der Hand die Thränen von den Wangen trocknete, dieses verfluchte Paris! Hätte ich es

doch nie gesehn, und diese verfluchte Herzogin, die sich in das Glück der Familien eindrängt; wäre mir ihr Name nie genannt worden!

Ei! rief Frau von Pons, was fällt Dir ein, Bursche, weshalb schillst Du auf die Prinzessin?

Weil sie an meinem Unglück Schuld ist, erwiderte der Rekrut.

An Deinem Unglück? Sprich, in wie fern?

Der junge Bursche ließ sich nicht lange nöthigen. Er erzählte den beiden Damen, wie er an der Grenze der Schweiz zu Hause sei, wie er ein liebes Mütterle habe und es ihm ganz gut gegangen sei, da wäre der Werber erschienen und hätte ihn mit nach Paris genommen, wo sie ihm gesagt, daß er sein Glück machen werde, weil er zur Leibwache der Prinzessin bestimmt sei.

Da haben sie die Wahrheit gesagt! rief Frau von Pons. Sieh, hier ist das Palais der Prinzessin! Sie selbst ist eine junge Frau, die Dir nichts zu Leide thun wird. Du wirst Kameraden haben, die Dich lieb haben werden, und Du wirst ein Leben führen wie der Herrgott in Frankreich.

Der junge Mann sah die Sprechende mit seinen großen dunkeln Augen forschend an, dann blickte er wieder zu Boden, indem er es nicht der Mühe für werth hielt, darauf zu antworten.

Die Prinzessin betrachtete unterdeß mit Aufmerksamkeit seine Schönheit.

Plötzlich sah der Rekrut wieder in die Höhe, und sich an die Prinzessin wendend, fragte er mit Lächeln: Sie, junges Ding, weiß sie mir nicht zu sagen, wo ich ein gutes Gläschen bekommen kann? mich durstet.

Frau von Pons eilte fort und kam bald wieder mit einer Flasche und einem Glase. Die Prinzessin goß ihm ein, und er trank das Glas leer. Als er ihr es zurückgab, faßte er ihre Hand und drückte sie gutmüthig. Was Du für eine kleine weiße Hand hast! rief er. Bei Gott, Du bist ein hübsches Mädchen! Ach, wenn ich nur wieder frei wäre!

Ich will bei der Frau Prinzessin für Dich bitten, sie wird alsdann befehlen, daß sie Dich wieder ziehen lassen! rief die Herzogin.

Er sprang auf, schloß sie in seine Arme, und indem er ihr einen herzhaften Kuß gab, rief er: Goldmädchen! Wenn Du es zu Stande brächtest, ich könnte Dir auf Deine ganze Lebenszeit gut sein!

Die beiden Damen sahen sich um, ob die Scene keine Zuschauer hatte, allein zufällig erschien Niemand in dem abgesonderten Winkel des Hofes.

Ich will Dir sagen, hub Frau von Pons an, geh selbst zur Prinzessin und trage ihr Deine Bitte vor.

Ich? zu ihr? Gott soll mich bewahren! rief der Rekrut. Wenn der Lieutenant das erführe! Nein, dergleichen wage ich nicht.

Gut, wir werden uns schon wiedersehn! bemerkte Frau von Pons. Wie heißt Du?

Augustin Brion.

Gut, Augustin, Du sollst Nachricht von uns erhalten.

Mit diesen Worten entschwanden die beiden Damen. Augustin war sehr zufrieden, war nun der gute Geschmack des Gläschens daran schuld, oder war es die Freundlichkeit und die Schönheit der jungen Person, die es ihm gegeben; er wußte es nicht: aber er fühlte sich um Vieles leichter, und Paris fing an, ihm einen kleinen Beifall abzulocken.

Unterdessen war Befehl gegeben, Augustin Brion ganz besonders gut zu behandeln. Frei kam er indessen nicht.

Der Unteroffizier machte sich's zur Pflicht, ihm die hohen Herren und Damen des Hofes zu zeigen, damit er nicht verfehle vor ihnen zu salutiren, wenn er einen Posten inne hatte. Als der

Regent ihm gezeigt wurde, rief er: Den kenne ich schon, der hat den Stern, den kein Anderer tragen darf; als man ihm seinen Chef, die Prinzessin zeigte, wurde er nachdenklich. Was ist Dir, Brion? fragte der Corporal. Ich glaube diese Dame auch schon gesehn zu haben, erwiderte der junge Soldat respektvoll. Er sagte aber nicht wo. Die junge Dame, als sie ihn in Reih und Glied stehen sah, betrachtete ihn mit besonders freundlichen Augen. Aha! dachte Brion, sie ist's! Ich habe die Ehre gehabt, von einer Tochter Frankreichs ein Gläschen Brienzer Wasser erhalten zu haben. Das ist ein guter Anfang.

Obgleich Augustin Brion nicht frei kam, so diente er doch mit Freuden, denn er wußte, daß die Prinzessin sich seiner erinnerte und daß sie ihm gut war. Eines Tages stand er Posten an einem Seiteneingang. Der Corporal hatte ihm gesagt, er solle Jeden einlassen, der da käme mit dem Schnupftuche in der rechten Hand. Es war dies ein Zeichen, wie es sehr viele damals gab, denn die hohen Herren hatten mancherlei Gründe, Personen bei sich einzulassen, die durch ein Zeichen, das sonst Niemand anders verstand, kenntlich wurden. Der Soldat hatte nach einander vier Personen eingelassen, die ihm alle in einer gewissen

Beziehung verdächtig vorkamen. Es war der Fähnrich, dann der Lieutenant, alsdann der Kapitän der Leibwache. Sie alle waren hübsche Männer! man begriff nicht recht, was sie bei der Prinzessin zu suchen hatten. Zuletzt kam ein Mann mit einem zerstreuten Ansehn, der kein Schnupftuch hatte. Er trug einen einfachen blauen Rock. Der Soldat ließ ihn nicht ein. Der Mann lachte. Was fällt Dir ein! rief er, weißt Du nicht, daß ich hierher gehöre? Ich weiß nur, entgegnete Brion, bereits übler Laune gemacht durch die Vorgänger des Mannes, daß Ihr das gehörige Zeichen nicht habt, um hier durchpassiren zu können. Der Mann sah den jungen Soldaten nachdenklich an, endlich griff er in die Tasche und hielt sein Tuch: Ist's so recht? — Nein. — Wie? nicht? Du bist ja des Teufels, Junge! — Herr! erlaube Er sich hier nicht zu schimpfen, oder ich arretire ihn! — Mich willst Du arretiren? rief der Mann und lachte aus vollem Halse. Ist's so recht? rief er und nahm das Tuch in die andere Hand. Augustin ließ ihn ein.

Als seine Stunden vorüber waren, kam ein Diener des Schlosses und beschied ihn zur Prinzessin. Sie war in einem zierlichen, mit aller Bequemlichkeit ausgestatteten Gemach, und saß

auf dem Sopha und las. Als Brion eintrat, stand sie auf, näherte sich ihm und lächelte auf dieselbe Weise, womit sie das erste Mal Brions Herz erobert hatte. Aber jetzt ließ er sich nichts merken, er stand grade und steif vor ihr, wie es ein Soldat muß, wenn der Chef mit ihm spricht.

Brion, Du hast heute einen Mann nicht eingelassen, der zu mir gehörte.

Befehlen königliche Hoheit.

Warum hast Du das gethan?

Weil es ein miserabler Wicht war; rief Brion, der keinen guten Rock auf dem Leibe hatte und dabei gegen mich grob wurde. Auch besann er sich nicht auf das Zeichen.

Der Mann war mein Vater! rief die Prinzessin lachend.

Brion schwieg. Diese Neuigkeit kam ihm zu überraschend. Auch hatte er bei dem Regenten diesmal den wohlbekannten Stern nicht bemerkt. Ins Gesicht hatte er ihm wohl gesehen, aber nicht viel bemerken können, weil der Mann den Hut tief in die Augen gedrückt hatte.

Nun was sagst Du dazu, Brion? fragte die Prinzessin, immer in der besten Laune. Du sprichst ja kein Wort.

Ich weiß mich nicht zu entschuldigen, erwiderte

der Soldat. Wenn es in der That Se. königliche Hoheit waren, muß ich meine Strafe erdulden.

Er hat Dir verziehn; er hat sogar für Dich etwas bei mir abgegeben, rief die Prinzessin. Setz Dich, laß uns mit einander plaudern. Erzähle mir etwas von Deinem Vaterlande. Du weißt, wir kennen uns schon. Die Prinzessin machte dabei Augen voll so liebenswürdiger Schalkheit, daß dem Soldaten wieder das Herz aufging und er nicht bedachte wo er war. Ach ja, sagte er, Sie waren es, königliche Frau, die mir das abscheuliche Paris zum ersten Male ordentlich lieb machte. Ich dachte mir, könntest Du doch dieses hübsche, engelgute Mädchen Deiner Mutter bringen, und sie bitten, Sie lieb zu haben.

Das ist ein Beweis Deines guten Herzens, Brion! rief die Prinzessin.

Nur Eins gefällt mir nicht, rief der Soldat.

Was ist dies?

Daß Ihr so viel Gesellschaft um Euch seht. Ihr solltet ganz allein sitzen, und wenn Ihr doch Jemand um Euch seht, so sollte dieser Jemand — nun heraus —! so sollte ich das sein! —

Ach, Du bist eifersüchtig.

Ja, sagte Brion treuherzig.

Das darfst Du nicht sein, Augustin. Siehe, Paris ist groß, da giebt es viele Menschen, die lieben und hassen sich durcheinander, wollte nun einer anfangen, immer an die sich zu hängen, die er sich einmal ausgesucht, da gäbe es ein langweiliges Leben.

Gerade solch ein Leben liebe ich, rief der junge Soldat. Du und ich, und übrigens die ganze Welt, mag sie zu Grunde gehen, besonders die Herren mit den Schnupftüchern in der rechten Hand. Pfui, ein Papa, der auch mit den andern läuft! Kann der nicht anständig bei Tageslicht zu seiner Tochter gehn! Muß er wie ein erhitzter Spaßmacher, mit Gelächter und groben Späßchen zu seiner Tochter schleichen. Das gefällt mir nicht.

Das thut mir Leid! Dann mußt Du mich aufgeben, Augustin, rief die Prinzessin; denn anders bekommst Du mich nicht zu sehen. Sieh einmal, der grobe Wicht hat Dir hier ein Geschenk gemacht; Sie zog eine Rolle von funfzig Dukaten hervor und legte sie vor Augustin nieder, und seine Tochter, Deine gehorsame Dienerin, legt noch etwas hinzu. Dies sagend, legte sie zu den funfzig noch zwanzig! Ist das nicht ein hübsches Geschenk?

Ach, Ew. königliche Hoheit sind sehr gütig!

rief Augustin freudig, aber sein Geld kann ich nicht nehmen. Wofür denn das? Dafür, daß ich ihn einließ, das war meine Pflicht. Aber die zwanzig werde ich nehmen und sie meiner Mutter schicken. Ach, herzliebes Mädchen, jetzt, da wir allein sind, ist's erlaubt, Dich am Kopfe zu nehmen und recht herzlich abzuküssen? Hol der Teufel alle Fähnrichs und Lieutenants, sie mögen das Ihrige bekommen, es bleibt noch genug für mich übrig.

Und Augustin nahm sich das, was für ihn übrig geblieben war.

Die Abendgesellschaften des Regenten.

Die Tagesordnung des Regenten war so ziemlich immer dieselbe. Er arbeitete früh mit den Ministern und Räthen, empfing dann Besuche, speiste zu Mittag sehr wenig; nach Tische begab er sich wieder an die Arbeit, und gegen neun Uhr hieß es, war er nicht mehr zu sprechen. Dies war die Stunde, wo er sich mit einigen Freunden und ein paar Damen seiner Umgebung einschloß und den Befehl gab, ihn unter keiner Bedingung zu stören. Dies waren die berüchtigten Abende des Regenten. Sie dauerten so ziemlich bis an den Morgen. Er speiste stark, trank ebenfalls, und ließ jeder Lebenslust die Zügel schießen. Seine Gefährten bei diesen Festen, die das

Aeußerste von erfinderischer Lebenslust enthielten, was das damalige Paris liefern konnte, waren die sogenannten Roué's, so genannt mit einem Witzwort des Regenten, weil sie gleichsam gerädert waren von allen Strapazen der Sünde. Es gehörte dazu der Marquis von Canillas, der Herzog von Brancas, der Graf von Broglie und mehrere Andere. Auch Dubois fand sich zuweilen ein. Die Frauen waren: Florence, eine Operntänzerin, die Demarets, Schauspielerin, Demoiselle Usé, Sängerin an der königlichen Akademie der Musik. Dann Fräulein von Serry, die den Namen einer Gräfin Argenton annahm, Frau von Parabère und die Herzogin von Phalaris.

Ein alter Diener des Regenten hatte den Muth, seinem Herrn zu sagen, indem er von ihm eine Aufforderung erhielt, in die Gemächer einzutreten, wo die Feste gefeiert wurden: Vergeben Ew. königliche Hoheit, bis hier an die Schwelle geht mein Dienst, weiter nicht. Ich besuche nicht schlechte Gesellschaften.

Und doch waren diese Feste nicht, was man schlechtweg üble Gesellschaften nennt, es waren von Geist und Leben durchblitzte Gelage, die neben dem, was die Sinne beschäftigte, aufregte und ermüdete alles boten, was einem ausschwei-

fenden, mit der Libertinage vertrauten Gelüste genügen und unterhalten konnte. Es ist schwer, den Inhalt dieser Orgien wiederzugeben, da das Erzählbare nicht ihr eigentlicher Inhalt war, sondern vielmehr das, was jedem Versuche des Wiedergebens entschlüpft, ein gewisser geistiger Athem, der darüber schwebte, und der als Erzeugniß der höchsten Lebenskraft, durch die überfließenden Mittel jedes sinnlichen Reizes hervorgebracht. Die Gesetze, die die Welt kannte und ausübte, und die wir Sittlichkeit und Schamhaftigkeit mit ihren prosaischen Namen nennen, hörten hier auf, und an ihre Stelle trat jene unbeschreibliche Willkühr, wie sie im Tumult der Sinne sich selbst die Gesetze ihres Handelns giebt. Alles war in diesem bewegten Meere Welle und jede Welle war die Zerstörerin ihrer Vorgängerin, wie sie die Erzeugerin der nach ihr kommenden war. Gedichte, Witzworte, halbe Anspielungen, Scherze, die Wahrheit in sich schlossen, die einem Philosophen Ehre gemacht hätten, wenn er sie auf dem Wege seiner ernstern Medidation entdeckt hätte, Dithiramben, bachische Ausflüsse, die an die Satiren Juvenels, cynische Erörterungen, die an die geistvollen, ungezogenen Scherze des Petronius, Arabesken im Style des Aretin — alles bewegte sich bunt durch-

einander, angefeuert durch die Wärme und Fülle nackter Schönheit, die in ihrem berauschenden Gehalt durch Kuß und Druck gekostet wurde. Nie erlahmte der Scherz, nie fiel er auf die Erde, wo Plattheit und Ekel sich seiner bemächtigten, nie glitt er aus der freien, fühlenden Hand in die Regionen, wo freche Schamlosigkeit, widerlicher Schmutz sich seiner bemächtigten. Es war immer das Aroma der geistigen Lebens- und Zeugungskraft, der ihn umgab. Selbst die Trunkenheit hatte ihre Grazie, selbst der wollüstige Kitzel sein erotisches Spiel.

Wir wollen versuchen, etwas von diesen Abenden wiederzugeben in den beschreibenden Worten des Regenten selbst, die er seiner Mutter machte, die ihn öfters über diesen Gegenstand ausfragte, weil sie wußte, daß sie von Niemand besser die Wahrheit erfahren konnte. Er fand sie, als er zu ihr kam, bei ihrem Medaillenkabinet, mit Ordnen der einzelnen Stücke beschäftigt. Die Sammlung war sehr reichhaltig und kostbar. Der Marschall von Villars, sagte die Herzogin, hat mir alles in Unordnung gebracht, er war da um sich die Sammlung anzusehen, die ihm Boudelot erklärte. Ich winkte meinem guten alten Boudelot, daß er nicht so viel von Hörnern sprechen sollte, da bekannt-

lich der gute Marschall von seiner Frau mit diesem Schmucke reichlich versehen wird. Aber hüte Du einen Gelehrten, wenn er sein Steckenpferd reitet; beständig kam er wieder auf den Jupiter Ammon zurück, den er für den Kopf des Hauptmanns Cornificius erklärte. Ich mochte winken wie viel ich wollte, es half nichts. Später stellte ich ihn zur Rede; ja er hatte nichts gehört, und die ganz offenkundige Stadtgeschichte war ihm ein Geheimniß geblieben; ich sagte ihm, daß die Marschallin von Villars mehr als einen Geliebten habe.

Während er den hübschen Jungen nachläuft, erwiderte der Regent. Haben Sie die Geschichte mit dem Prinzen von Eisenach gehört, der bestand darauf, ihn durchprügeln zu wollen.

Du siehst übel aus, lieber Sohn! bemerkte die Herzogin. Bist Du gestern wieder sehr lange wach geblieben?

Ich bin gar nicht in's Bett gekommen. Heute Morgen, gerade als ich mich hinlegen wollte, erweckte mich Dubois. Er kam aus England, wohin ich ihn gesendet und brachte mir ganz willkommene Nachrichten. Er ist doch zu allerlei zu brauchen.

Von mir hat der Schelm unter Thränen der

Rührung Abschied genommen; bemerkte die Herzogin. Es fehlte wenig, daß er mir zu Füßen fiel, um mir für die Gnade zu danken, die ich ihm bei Dir ausgewirkt, daß Du ihn noch länger bei Dir behielst. Mein Herr entgegnete ich ihm, ich habe ganz im entgegengesetzten Sinne bei meinem Sohne gewirkt, mir haben Sie es wahrlich nicht zu danken, daß Sie sich noch bei ihm befinden. Aber er blieb bei seinem Danken. Ich habe ihn laufen lassen. Mit dem Menschen ist in Güte wie im Bösen nichts anzufangen. Keine Beschimpfung haftet an ihm, denn er ist ehrlos, kein Lobspruch wirkt auf ihn, denn er hält Alles für Lüge. Wie Du ihn auch behandelst, er schlüpft immer durch, und ist immer oben.

Er weiß die Menschen zu brauchen, rief der Regent. Du wirst ihn nur immer den Diener und den Hof machen sehen, wo die Macht ist. Er hat den Grundsatz: dem, der in Ansehen und Amt ist, dem halte das Nachtgeschirr, hat er beides verloren, so gieße es über seinem Kopfe aus.

Was habt Ihr denn gestern getrieben? fragte die Herzogin.

Kleinigkeiten, sagte lachend der Sohn. Wir erinnerten uns unserer alten Liebschaften und

ich zählte die auf, die ich schon als Knabe gehabt.

Und als Jüngling, rief die Herzogin. Erinnere Dich an die Königin von Spanien.

Nein, Mama, an diese erinnern Sie mich nicht. Es kann keine langweiligere Liebesgeschichte geben als diese. Die Fürstin hatte rameneske Grillen im Kopfe, sie wollte als Ritterdame geliebt sein, voll chevaleresker Artigkeit, und nie ist mir etwas widriger gewesen, als solch eine platonische Liebe voll Augenverdrehen und bleichem Zuwinken. Auch bin ich bei ihr zu nichts gekommen.

Muß man immer zu etwas kommen? rief die Herzogin.

Versteht sich! Im Bette ist die Hauptsache. Ich mache die Sache derb und sinnlich ab. Meine Natur ist einmal so. Mondscheinphrasen, die laß ich Andern. Auch will ich Abwechselung haben. Mich von einer Geliebten zu trennen, die mir lästig geworden ist, hat immerdar große Mühe gekostet. Zum Glück habe ich jetzt lauter leichtfertige Schönen, die mit mir einen Grundsatz haben: Heute mir, morgen dir! —

Dabei achtest Du auf Deine Gesundheit nicht, rief die Herzogin. Wenn Dir dieses Leben nicht

unsittlich erscheint, so sollte es Dir wenigstens ungesund erscheinen. Höre Chirac an. Er war gestern bei mir. Ihr Herr Sohn richtet sich zu Grunde, sagte er mir, diese reichlichen und späten Mahlzeiten, die Menge des feurigen Weines, und die täglich sich wiederholende Aufregung macht ihn vor der Zeit alt. Hast Du die Demarets noch?

Gewiß, was ist gegen die zu sagen?

Daß sie eben für Jedermann da ist. Nimm Dich in Acht, lieber Sohn, bedenke die unangenehme Ueberraschung, die Dir die Cordorcet machte im vorigen Jahre. Du hattest daran sechs Monate zu heilen. Und jetzt gerade, Dein Auge bedarf sehr der Schonung und der Ruhe.

Es ist gut! rief der Sohn; ich kann darauf schon wieder mit einem kleinen Schimmer sehen. Ach, meine theure Mutter, wozu leben wir denn? Wenn es nicht diese kleinen lustigen Impromptüs sind, die zwischen den langweiligen Tagen dahingestreut sind? später kommt doch Nacht und Dunkel. In der schrecklichen Oede des Nichtseins, da wird uns noch hier und da ein bloßer Schimmer von unserer jetzigen Existenz erquicken. Oder haben wir auch diesen Schimmer nicht einmal? Gut, so ist eben alles vorüber. Dubois hat Recht, keinen dümmern Gedanken giebt es, als sich eine

Ewigkeit auszudenken, wo alles nochmals durchgelebt wird, was wir hier erfahren, und wo uns ein langweiliger Präzeptor sagt: dies war gut, jenes schlecht! Dafür verdienst du auf die Finger geschlagen zu werden, dafür eine Zuckermandel zu erhalten. — Könnte ich nur in Massen die Menschen vor mich hertreiben, dem Abgrunde zu, und ihnen dann zurufen: Da hinab, einfältiges Zeug, und kommt mir niemals wieder. Es ist gar zu erbärmlich, wie diese Elenden handeln; ein großer, wenn auch verbrecherischer Gedanke geht in ihr Gehirn nie.

Wer war gestern bei Dir? fragte die Mutter.

Florence, die Demarets und die Herzogin von Phalaris.

Wie, die elegante, schöne Herzogin mit dem Komödiantenvolk?

Sie war die ärgste. Als die Begeisterung auf eine gewisse Spitze getreten war, räumten wir die Tische bei Seite, und die Skizzen von Aretin kamen zur Darstellung. Die Herzogin war die Erste, die alle Gewänder fallen ließ. Ein göttlich schönes Weib! Wir sogen uns fest an jeder reizend geschwungenen Linie dieses junonischen Leibes. Der Rücken, wenn sie so halb gewendet, die Fülle der beiden weißen Erhöhungen hinten sehen

ließ, der Schatten, der hineinfiel und das warme weiche Licht desto mehr emporhob, es war ein Anblick für Götter. Der Herzog von Brancas, ebenfalls entkleidet, lag zu ihren Knieen, küßte ihr die Füße! Dann immer höher hinauf, bis er die Fülle der schönen Gestalt umspannt hielt, und sie unter wahnsinnigen Küssen auf die Polster niederzog. Nichts schöneres konnte es geben. Die kleine Demarets war schlank, fast mager, und die häßliche Gewohnheit sich zu schnüren, hatte ihren Leib mit rothen Strichen bezeichnet, die um die Taille liefen. Sie hatte zum Geliebten den kleinen Teufel Broglio, der wie ein Faun über sie herfiel und sie zusammenzauste; denn anders kann ich seine Manier, die Frauen wie ein Stück Wolle zu hecheln, nicht nennen. Er war dunkelroth im Gesicht, seine Augen funkelten wie Sterne, als es ihm endlich gelang, an den bläulich weißen Körper sich zu schmiegen.

Und Du, mein Sohn?

Ich hatte den Aretin in der Hand und gab die Stellungen an. Florence saß neben mir, und half mir.

Gestern habe ich sie im Theater gesehen, als Iphigenie, die Unschuld, die liebenswür-

dige Unbefangenheit selbst! bemerkte die Herzogin.

O diese Weiber haben den Teufel im Leibe! rief der Regent. Und was ist es denn auch? Wenn wir die Ordnung der Welt, wie sie für uns gesellig gilt, umkehren, so sind das wiederum heilige Handlungen, und die Gebete an die Gottheit knüpfen sich daran. Denn an und für sich ist nichts dabei, was unbedingt verabscheuungswerth wäre. Bevölkern Sie eine wüste Insel mit einem Menschenpaare! Es werden alsdann sich Mutter und Sohn, Bruder und Schwester heirathen, und alles das wird in dem Gedanken der Ordnung und der Natur liegen. Oder die Hingebung der Frauen, die wir tadeln, die wir vor der Welt als etwas Besonderes, Unerlaubtes verstecken, geben sie das Gesetz, das dieses Hingeben eine gottesdienstliche Handlung sei, und sie werden sie auf offenem Markte geschehen sehen! — Das ist's, was alle alberne Heimlichkeit aus unserer Seele entfernt, wenn wir dergleichen ansehen oder es selbst thun: die Allmacht der menschlichen Natur! Wenn alles was geschieht, erlaubt ist, so gilt es nur den dummen Blick des neugierigen von außen zuschauenden Bauerflegels, wie wir unsere hausbackene al-

derne Sitte nennen wollen, zu blenden oder zu betrügen.

Lieber Sohn, Du weißt, daß das nicht meine Ansichten sind; wollen wir hierüber schweigen. Ich komme nur darauf zurück: Du verkürzest Dein Leben, Du giebst Dich diesem leichtfertigen, undankbaren Wesen hin, das, was Du hingiebst, bekommst Du nicht wieder.

Und wenn ich das, was ich hingebe, behielt, was wäre ich dann? fragte der Herzog. Der Phosphor, der in mir treibt, schafft in wenig Augenblicken mehr und Bedeutenderes zusammen, als wenn ich Jahre lang als sogenannte rechtliche Natur dasäße! Und darauf kommt doch alles an. Ich arbeite tüchtig, mir gelingt, was einem sittsamen, sparsamen, haushälterischen Manne, der mit der Ordnung der Welt zufrieden dahinlebt, nicht gelingt. In einer Minute fliege ich über Schwierigkeiten hinweg, die eine gewöhnliche Natur zu jahrelangem Grübeln und dann am Ende zu halber oder fehlerhafter Ausführung bringen. Ich kann zum Glück thun was ich will, darum laß es mich auf meine Weise thun. Niemand werde ich so offen wie Dir die innern Beweggründe meines Handelns sagen, deshalb fordere ich auch, daß Du mit Nachsicht mich betrachtest.

Aendern werde ich mich nie, denn alles was ich thue und denke fließt bei mir aus der Anschauung der Natur. Ich glaube nicht an die Liebe eines Weibes, ich glaube an keine sinnliche Aufopferung der Treue, ein Weib ist nichts für mich als —

Dein Nachtstuhl! rief die Herzogin. Geh, Du bist unverbesserlich!

Aber trotz dessen lieben Sie mich doch, Mutter?

Weil ich Dich lieben muß! rief die Prinzessin. Weil Du der Sohn meiner Schmerzen bist. Weil mein Herz, das so einsam im Leben geschlagen hat, in Dir endlich seinen Gegenstand gefunden hat, und weil Du ein ehrlicher, guter Mensch bist, trotz Deines Systems!

O, ich wußte es wohl, rief der Prinz, die Mutterliebe ist die einzige, wahre Liebe, deren ein Weib fähig ist. Gut, lassen wir es dabei: lieben Sie mich, weil Sie mich lieben müssen, ich werde Sie lieben, weil ich Sie lieben will.

Hiermit endigte sich das Gespräch, was für beide Theilnehmer charakteristisch war.

Der Besuch des Zaaren Peter.

Trotzdem, daß der Prinz die Weiber nicht liebte, konnte er doch keine Stunde ohne sie sein; aber sie gewannen nie einen Einfluß über ihn. Nie sprach er in Geschäften mit einem Weibe, nie ließ er sie Theil nehmen an seinen Sorgen und seinen Pflichten. Seine Mutter wäre die einzige gewesen, der er eine solche Theilnahme zugemuthet hätte, allein diese wollte es nicht. Ich werde alt, ich liebe die Ruhe, pflegte sie zu sagen, wozu mich in die Geschäfte mischen? Dasselbe sagte sie Allen, die da kamen, um ihre Verwendung beim Regenten zu bitten, sie erfüllte keine einzige dieser Bitten, daher gewöhnte sich der Schwarm von ihrer Schwelle weg, denn er wußte, dort war nichts zu finden.

Gleich nach dem Tode des Königs war sie nach St. Cyr zur Frau von Maintenon gegangen. Ha! Was wollen Sie bei mir? hatte die Frau gesagt bei ihrem Eintritt.

Madame, hatte sie erwidert, nichts will ich, als meine Thränen mit den Ihrigen messen, denn Ihnen ist ein Mann gestorben, den Sie geliebt haben.

O, was das betrifft, rief die alte Dame, so hat er Sie ebenfalls geliebt.

Er hat mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, trotz dessen man sich auf alle Weise bemüht hat, sein Herz gegen mich aufzubringen.

Es ist möglich, doch weiß ich davon nichts.

Genug! Ueber seiner Asche sei Friede. Ich reiche Ihnen die Hand zur Versöhnung, Madame.

Sie reichte ihr die Hand; Frau von Maintenon gab ihr die ihrige, kalt, gleichgültig, als gälte es der Zusage zu irgend einem gleichgültigen Versprechen.

So trennten sich zwei Frauen, die sich einander während dreißig Jahren redlich gehaßt hatten, und von denen die Eine die stete Verfolgerin der Andern gewesen war, um sich nie wieder zu sehen. Frau von Maintenon verließ St. Cyr

nicht und bald darauf erfolgte auch ihr Tod. Daß sie jetzt starb, schrieb die Herzogin an eine Freundin in Deutschland, daran liegt nichts, aber sie hätte vor zwanzig Jahren sterben sollen, welch ein Unglück wäre dadurch Frankreich erspart worden.

Noch einen herben Kummer erlebte sie; es war dies die verfehlte und vereitelte Verschwörung, die ihr Liebling, der Herzog von Maine angezettelt, um den Regenten zu stürzen. Man sagt, dies sei der Grund ihres Todes gewesen, denn sie hatte gehofft, durch den Herzog von Maine, wenn er Regent geworden, wieder an's Ruder der Geschäfte zu gelangen; ein ehrgeiziger Plan, der sie nie verließ.

Indem wir diese Verschwörung später mittheilen wollen, nehmen wir jetzt Gelegenheit, von einem Ereigniß zu sprechen, das damals Paris in Aufregung brachte; es war dies der Besuch des Zaaren Peter. Schon bei dem verstorbenen König hatte sich dieser Fürst anmelden lassen, war aber mit Höflichkeit fern gehalten worden, weil Ludwigs Alter, so auch die Zerrüttung seiner Verhältnisse, die Trübseligkeit des Hofes ihn verhinderte, mit dem gewohnten Glanze aufzutreten, um den Zaaren von Rußland zu empfangen.

Jetzt sollte dieser Besuch vor sich gehen. Peter, der gebildeten Welt bekannt durch seine Anstrengungen, seine Russen zu civilisiren, durch sein eigenes arbeitsvolles Leben mit der Zimmermannsaxt in Holland, dann durch den Krieg mit Carl XII., war ein Gegenstand der Neugier geworden für die Pariser Damenwelt. Er kam und fand nur theilweise Beifall. Die meisten Damen begnügten sich, ihn anzustaunen, wie man ein fremdes Wunder aus entfernten Zonen anstaunt. Der Regent ließ ihm überall auf seiner Reise königliche Ehren erweisen und empfing ihn in Paris mit großer Auszeichnung. Der Zaar war ein großer, stark gebauter Mann mit ausdrucksvollen Zügen, die nur zuweilen den Ausdruck der Grausamkeit annahmen, wenn irgend etwas geschah, was gegen seinen Willen war. Erstaunt, daß so viel Besucher kamen, um ihn zu sehen, beachtete er sie sämmtlich nicht, sondern gab seinen Wunsch zu erkennen, den König zu sehen. Er gab offen zu verstehen, daß er nicht eher ausgehe und sich Paris ansehen würde, als bis ihm Se. Majestät seinen Besuch gemacht hätte. Man zögerte nicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Der siebenjährige König erschien, wurde vom Zaaren empfangen, der ihm bis an den Hof entgegenkam, und durch tau-

send Liebkosungen überraschte. Am folgenden Tage erwiderte der Zaar seinen Besuch. Es war ausgemacht, daß der König ihn empfangen sollte beim Aussteigen aus der Kutsche, allein kaum hatte der Zaar das Kind in der Vorhalle der Tuilerien erblickt, als er hinzulief, es auf seine Arme nahm und es hinauf in seine Gemächer trug. Der Verfolg der Visite war derselbe wie am vorigen Tage. Die Zimmerreihe im Louvre, die die Königin bewohnt hatte, war ihm eingeräumt, doch er hatte sie zu kostbar eingerichtet gefunden, und war in einen Miethwagen gestiegen, um sich anderswo eine Wohnung auszusuchen.

Nachdem er sich Paris besehen, kam er auf den Einfall, auch St. Cyr sich zu betrachten. Man sagte ihm, daß die Bewohnerin dieser Räume, da es noch früh war, schlafe. Er drang dennoch ein und verfügte sich in das Schlafzimmer der Frau von Maintenon, die im Bette lag. Er lüftete die Vorhänge des Zimmers, zog die des Bettes auseinander und betrachtete sich die Dame ohne ein Wort des Grusses oder der Entschuldigung zu sagen. Alsdann ließ er die Vorhänge wieder fallen und entfernte sich.

Das Grab des Kardinals Richelieu machte be=

sonders Eindruck auf ihn. Er küßte das marmorne Gesicht dieses berühmten Meisters und rief aus: daß er ihm die Hälfte seines Reiches geben würde, wenn er ihm lehren wolle, die andern zu regieren. In der Münze beschäftigte man sich, eine Medaille zu schlagen, die sein Bild, mit einer passenden Unterschrift trug, eine ihm sehr angenehme Artigkeit. Zu den wenigen Damen, die er besuchte, gehörte auch die Herzogin. Dies hatte einen besondern Grund. Mit dem Chevalier von Crequi, dem Oberstallmeister des Regenten, der beauftragt war, dem Kaiser an der Grenze zu empfangen, war auch Georg bei seinem Eintritte in das Königreich gegenwärtig. Der Kaiser hatte sogleich eine große Zuneigung zu Georg an den Tag gelegt. In seinem gebrochenen Deutsch, das er zu sprechen pflegte, wenn er guter Laune war, hatte er zu ihm gesagt: Du gefällst mir: Du bist ein guter General, willst Du in meine Dienste treten? Georg hatte auf diesen raschen Vorschlag ausweichend geantwortet, und als der Kaiser zudringlicher wurde, ihn auf die Herzogin verwiesen, als auf diejenige Person, die hierin zu entscheiden hatte. Peter hatte sich dies gemerkt, und als seine Visiten zu Ende waren, ließ er sich nochmals bei der Herzogin melden, zu der er,

mit Georg an der Hand, eintrat. Charlotte empfing ihn etwas verwundert, ihn so eintreten zu sehen, und begrüßte ihn nochmals, da sie ihn bereits chon seine förmliche Abschiedsaudienz gegeben hatte.

Der Kaiser war sehr guter Laune. Er eilte auf die Herzogin zu, schloß sie in seine Arme und rief: Da siehst Du mich noch einmal bei Dir! Ha! willkommen! Was sagst Du dazu? Ich komme, Dich um etwas zu bitten! Zaar von Rußland bitten selten: muß ihm also gewehrt werden.

Was wünschen Ew. Majestät von mir? fragte die Herzogin.

Nichts geringeres als dieses Männchen! erwiderte er. Gieb ihn mir, oder vielmehr erlaube, daß er mit mir zieht und mir in meinen Geschäften hilft.

Georg lächelte zu dieser sonderbaren Bitte.

Charlotte sah ihren alten Freund mit Bekümmerniß an. Sie sollte ihn also wieder verlieren und zwar nach Rußland, einem Lande, von dem man so wenig wußte, dessen Herrscher zwar selbst darum bat, aber dieser Herrscher war eine so seltsame, fast närrische Erscheinung, daß er wenig Zutrauen für eine deutsche Prinzessin einflößen konnte. Seit seinem letzten Aufenthalte in Han=

nover hatte Georg eine Reise nach Wien gemacht und sich dort, in Betreibung seiner Angelegenheit lange Zeit aufgehalten. Aus seiner Anerkennung und Feststellung seines Ranges war indeß nichts geworden ,theils weil die Kriegsverhältnisse dazwischen getreten, theils auch weil der Minister, der die Angelegenheit in Händen hatte, gestorben war. Man hatte ihn auf den neuen Kaiser vertröstet, doch war es noch nicht gelungen, ihn für die Sache günstig zu stimmen. In diesem widrigen Zufallsspiel hatte sich Georg unmuthig von Wien wieder nach Paris zurückgewendet, und war jetzt ein Jahr hindurch wieder in Leitung der Geschäfte seiner Cousine thätig. Doch sah man es ihm an, wie gern er auf eignen Füßen zu stehen beabsichtigte, und wie daher der Vorschlag des Zaaren ihm willkommen war. Derselbe fuhr fort, die Herzogin auf seine Weise zur Einstimmung zu überreden.

Du bist ein altes Mensch, sagte er, indem er vertraulich die Hand der Fürstin faßte, was willst Du doch an irgend Jemand besonders hängen, den Du doch bald wirst verlassen müssen. Zaar bittet, willst Du ihn mit abschläglicher Antwort fortschicken? Sieh mal, der Graf soll es sehr gut bei mir haben! Der heilige Michael soll mich stra=

fen, wenn ich Dir nicht die Wahrheit sage, und wenn es ihm nicht gefällt, so läßt Zaar ihn wieder gehn und giebt ihm auch Geld dazu. Meine Völker haben nöthig, deutsche Zuchtmeister, die sie brav zusammenprügeln, dann gehts gut; ein solcher soll der Prinz von der Pfalz sein.

Ach, dazu ist er gar nicht geschaffen! rief Charlotte. Zum Prügeln taugen unsere deutschen Fürsten überhaupt nicht.

Sag das nicht, sie lernen es! rief der Zaar. Soll Eins noch so weichmüthig sein, kommt nach Rußland, prügelt! Ich will Dir für Deine Erlaubniß ein schön Kleid von Perlen schicken, das laß Dir anziehen, wenn Du Dich begraben läßt. Da wirst Du im Himmel große Freude machen. Nur mußt Du Wachen bei Deinem Sarge stellen, sonst kommen die Spitzbuben und stehlen Dir das Kleid und lassen Dich nackend liegen. So ist's meiner Mutter gegangen, die in Kasan beigesetzt wurde. Ich habe die Thäter zu Tode knuten lassen. Nun, was meinst? Schneide doch kein solches Gesicht, wenn Du Zaar gegenübersitzest. Ich werde nicht eher von Dir fortgehen, als bis Du mir das Jawort giebst.

Der Graf von der Pfalz kann selbst entschei-

den! rief die Prinzessin. Ich will ihm an seinem Glücke nicht hinderlich sein.

Nun, Männeken entscheide! rief der Kaiser und schlug Georg so herzhaft auf die Schultern, daß dieser unwillkürlich zusammenzuckte.

Ich gehe mit! rief er, doch müssen mir Ew. Majestät erlauben, meine Bedingungen besonders aufzuschreiben.

Schreibe so viel Du willst. Mein Kanzler wird es in seinen Reisesack stecken, rief Peter. Ich habe viele solche Scripturen bei mir. Und nun ernenne ich Dich zu meinem Generalen, und hänge Dir meinen Orden um.

Mit diesen Worten löste sich der Fürst ein Ordenszeichen vom Halse und hing es Georg um, der ihm dafür die Hand küßte, vom Kaiser aber umarmt und auf beiden Wangen geküßt wurde.

Die Herzogin lachte.

Lach nicht, alte Närrin! rief der Kaiser gutmüthig. Das ist eine heilige Handlung, die ich eben begehe, eine Ordensverleihung. Jetzt will ich mir auch bei Dir bedanken, deutsche Fürstin, fügte er hinzu, und schloß die Herzogin in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Wange.

Ew. Majestät werden erlauben, daß ich von meinem theuern Bruder und Landsmann noch besonders Abschied nehme, rief die Herzogin. Ich weiß nicht, ob ich ihn in diesem Leben noch wiedersehe.

Da hast Du Recht, Mutterchen! Ich will Dir etwas sagen: komm mit!

Wie ginge das? rief die Herzogin erschreckt und erstaunt.

Warum sollte es nicht gehen! bemerkte der Fürst empfindlich. Glaubst Du, daß es in Rußland nicht Palläste giebt? He! Ich will Dir ein ganzes Dutzend bauen lassen und hundert Hofdamen sollst Du haben. Hier bist Du doch ein unnützes Möbel! Eine Frau ohne Mann, die keine Kinder mehr bekommen kann, ist zu nichts nütze. Dann bleibst Du hübsch bei Deinem Georg.

Und wo ließe ich meinen Sohn? fragte Charlotte.

Der Regent? He! Er wird schon ohne Dich fertig werden. Glaubst Du, daß ich mir viel aus meiner Frau Mama gemacht? In's Kloster habe ich sie gesteckt! He? wie gefällt Dir das?

Da sein Vorschlag, die Herzogin zur Mitreise zu bewegen, nicht angenommen wurde, begnügte er sich, seinen Generalen, wie er Georg nannte,

für's Erste allein fortzunehmen. Er ging, indem er zwei Russen von Ansehen zurückließ, die auf Georg's Befehlen zu achten bestimmt waren. Die Abreise sollte jetzt eilg vor sich gehen, da Paris für ihn nun nichts mehr Sehenswerthes bot. Der Abschied der Herzogin war so rührend, daß Georg sich halb bewogen fühlte, den ganzen Plan mit der Reise aufzugeben. Wenn ich nur irgend sähe, rief er, daß ich hier zu Etwas käme, und wenn mir die Franzosen nicht so sehr verhaßt wären, so würde ich noch bleiben, so lange es Euch gefiele. Aber hier mit Widerwillen und ohne Zweck verharren, nach Wien ohne alle Aussicht zurückkehren — alles das ist meiner Natur so zuwider, daß ich nur die übelsten Folgen voraussehe, wenn ich bleibe. Mich verlangt nach einem Felde geregelter Thätigkeit, das bietet sich mir jetzt. Ergreife ich es nicht, wer weiß, ob es jemals wiederkommt. Der Kaiser ist eine rohe, aber ehrliche und brave Natur, er hat mich lieb gewonnen, ohne daß ich gerade viel dazu gethan habe, die Macht, mich ehrenvoll zu beschäftigen, hat er sicherlich, und — daß ich es nur offen gestehe — weit von Paris ist auch weit von meinem Mißgeschick; denn wie könnte ich jemals vergessen, Euer Unglück, Cousine, das Ihr so männlich ge-

tragen habt und das Unglück unseres beiderseitigen Vaterlandes, der armen Pfalz.

Du guter Georg! rief Charlotte — ja Du hast Recht! So ziehe denn hin. Aneinander uns halten werden wir immer, und die paar Jahre, die wir noch zu leben haben, werden wir uns auch nicht fremd werden, wenn wir uns auch nicht täglich sehen. Erwirb Dir dort einen geachteten Namen, gewinne in der Kriegslotterie ein gutes Loos, das Uebrige wird sich dann von selbst finden.

So zog denn Georg nach Rußland.

Das Complott Albernni's.

Der Regent kam zu seiner Mutter, die er mit Ordnen der Nachlassenschaft der Aebtissin von Monbuisson fand, deren Tod vielfältige Rechtsstreitigkeiten erregte, indem eine Menge Erben sich meldeten, deren Ansprüche untersucht und berichtigt werden mußten. Nach den unregelmäßigen Tagebüchern und nach dem Briefwechsel, den die Alte geführt, mußte dies geschehen, und es kostete Mühe es zu Stande zu bringen. Man sah hieraus wie ein heiteres, genußreiches Leben bis an's Ende geführt, für den, der es lebte sehr angenehm, für die jedoch, die nach ihm kamen, etwas äußerst Belästigendes an sich hatte. Der strenge Ordnungssinn Charlottens, ihr Wunsch, sowohl für sich, wie für ihre Angehörigen durch-

aus keine Schulden und Verbindlichkeiten nachzulassen, wurde hier durch eine systemartige Unordnung betrübt, die sich nicht allein auf die Person der alten Nonne, wie auch auf deren Eltern und Voreltern zurück hinleitete. Es war ihr daher lieb, daß sie den Wust von Papieren von sich schieben konnte bei dem Eintritt ihres Sohnes, um von dem nun einmal etwas Anderes und Interessanteres zu hören. Leider war der Beginn des Gesprächs kein eben willkommener, denn der Regent hub an: Ich komme, Ihnen eine Verschwörung zu enthüllen, Mutter, die, wenn die Vorsicht nicht über unser Haupt gewacht hätte, leicht uns Alle in's Verderben gestürzt.

Mein Himmel, was hat es denn gegeben? fragte sie.

Hören Sie. Fürs Erste muß ich Ihnen wiederum das Lob eines Menschen singen, den Sie nun einmal nicht leiden können, und der sich mir nützlich beweist.

Herr Dubois?

Derselbe.

Nun, was ist's mit dem?

Sie wissen, daß ich ihn vor einiger Zeit nach England schickte, und daß er mir da sehr gute Dienste leistete. Vor einiger Zeit ging er noch-

mals hin, und jetzt ist's ihm gelungen, durch übernatürliche Anstrengungen, die er auf die Minister und Maitressen Ihres Vetters Georg angewendet, eine Quadrupelallianz zu Stande zu bringen, was bis jetzt immer noch an dem hartneckigen Widerstande Königs Georg's gescheitert ist. Er reiste von hier ab, bepackt mit allem möglichen Modeputz, den er an die Herzogin von Kendal mitbrachte, der Dame Georgs! Es kam darauf an, den Minister Pitt ebenfalls für uns zu gewinnen. Er hat dies bewirkt, indem er einen Diamanten, den der Minister verkaufen wollte, für zwei Millionen an sich brachte. Der Stein kam hier an, er ist wirklich bewunderns- würdig und sechs hundert Gran schwer. Ich zweifelte etwas, ob der Vertrag eben so rasch nachfolgen würde, und siehe da, wenige Tage darauf erhielt ich ihn, in bester Form abgefaßt, die beabsichtigte Quadrupelallianz zwischen dem König von England, dem Kaiser, mir und Holland. Durch diesen Vertrag hab ich nun, was ich wünsche. Der Kaiser verzichtet auf seine Ansprüche auf Spanien, während Philipp seine Rechte und Ansprüche auf die italienischen Staaten und in den Niederlanden freigiebt. Der Herzog von Savoyen

giebt Sicilien dem Kaiser zurück und nimmt dafür Sardinien.

Ich wünsche Dir Glück, mein Sohn! rief die Herzogin. Nur nimm Dich mit König Georg in Acht, er ist der zäheste und unzuverlässigste Geschäftsmann.

Deshalb sandte ich ihm einen viel zähern und unzuverlässigern, ja sogar spitzbübischen Unterhändler auf den Hals; dies war Dubois.

Der sich jetzt bei Dir wieder festgesetzt hat, wenn er irgend jemals lose stand! rief die Herzogin.

Sie können sich denken, daß ich ihm erkenntlich bin, rief der Sohn. Jetzt giebt ihm der Zufall auch noch eine Entdeckung in die Hände, die geradezu meine Existenz bedroht. Hören Sie den teuflischen Plan, den Herr von Maine mit einem italienischen Schufte zusammen ausgesonnen und es fehlte wenig, auch in's Werk gerichtet hätte.

Also der saubre Bastard! rief die Herzogin. Ja, ich glaube es, er wird nicht ruhig sein! Die alte Zott lebt auch noch. Für Beide wäre es eine Seligkeit, Dich vom Thron zu stoßen und Dir alles drei- und vierfach zu vergelten, was Du ihnen gethan.

Er ist nicht sowohl der Hauptheld dieser alber-

nen Tragödie, bemerkte der Herzog, als vielmehr seine Frau! Der kleine P[illegible] wirft täglich Gift und Galle aus, daß sie und ihr Eheliebster unthätig in Sceaux sitzen müssen. Dieses monstrose, [illegible] Geschöpf ist viel mehr und viel wirksamer Teufel als der Mann, der nichts kann als boshaft klatschen und verläumden, wenn das nicht hilft, so sitzt er da wie ein Soldat, der sein Pulver verschossen hat. Hören Sie, was diese Beiden sich ausgesonnen haben. Dem Herrn Vetter in Spanien, dem schwachen Philipp V., haben schon seit einem Dutzend Jahren Jesuiten, Maitressen und Minister auf dem Halse gesessen, um ihn zu bearbeiten. Er, ein Prinz von Geblüt, ein direkter Enkel Ludwig XIV. dünkt sich weit über mich erhaben, und man braucht ihm nur ein Wörtchen in's Ohr zu flüstern, so ist er erbötig, seine Hand nach der Krone Frankreichs auszustrecken. Daß der König jetzt gerade ein krankes, schwächliches Kind ist, das wirft Wasser auf seine Mühle. Mit mir gedenkt Se. Majestät schon fertig zu werden. Dazu bieten jetzt saubere Helfershelfer ihre Dienste an. Da ist ein Makaroni-Koch aus Parma, ein gewisser Alberoni, ein unternehmender Spitzbube, der durch Vendôme, der da-

mals in Italien unsere Armeen führte, sein Glück gemacht hat.

Ich kenne die Geschichte, rief die Herzogin. Vendôme, der die halbe Zeit seines Lebens auf dem Nachtstuhle zugebracht, empfing gewöhnlich seine Besuche darauf. Der Herzog von Parma schickte einen Bischof an ihn ab. Der Bischof bekomplimentirte sich mit dem Herzog, und in Folge eines Scherzes, wie sie der Herzog liebte, zeigte er ihm den Hintern. Der Bischof geht empfindlich fort, schickt aber einen jungen Abbé, um mit dem Herzog zu unterhandeln. Dieser, von den Liebhabereien des Herzogs unterrichtet, führte sich ganz anders auf. Als der Herzog wieder dasselbe Manöver macht, ruft er begeistert aus; ah! quel cul d'ange! Dem Herzog, dem dieser Ausruf gefiel, behielt den Abbé bei sich und brachte ihn bald darauf, da ihm der Befehl wurde, nach Spanien zu gehn, dorthin.

Ganz recht. In Spanien macht er nun sein Glück! ergänzte der Regent die Erzählung seiner Mutter. Die Herzogin von Ursinus, die allgewaltige Maitresse von Vetter Philipp, nahm sich des jungen, schönen Makaroni-Kochs an, und er wurde Minister. Später, bei dem Tode der Königin brachte er die Tochter seines frühern Herrn,

des Herzogs von Parma, nach Spanien. Durch diese Heirath, die der Ursinus, die sich von Albroni täuschen ließ und von der jungen Königin eine solche Kühnheit nicht erwartet hatte, ihre Stelle und ihre Freiheit kostete, wurde er erster Minister und allmächtiger Würdenträger in Spanien. Eine seiner Hauptaufgaben, sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen, war nun den geheimen Plan des Königs auf die französische Krone zu begünstigen. Das Werk wurde ziemlich schlau ausgedacht Alberoni war der Träger der ganzen Intrigue. Durch die Briefe der Herzogin von Maine angefeuert, sollte jetzt der Zeitpunkt gewählt werden, wo man losschlagen wollte. Es sollte damit beginnen, daß man mich gefänglich einzog und in die Zitadelle von Toledo sperrte, darauf wurde dem Herzog von Maine die Regentschaft übergeben, Frankreich von der Quadrupelallianz abgetrennt und der Prätendent Jacob III. mit einer französischen Flotte nach England expedirt. Mit Schweden, Rußland und Preußen sollte nunmehr eine Allianz geschlossen werden. Deutschland sollte den Kampf benutzen, um Neapel und Sicilien wieder zu nehmen, die ihm verloren gegangen waren. Das Großherzogthum Toscana bekam der zweite Sohn des Königs von Spanien, Sar-

dinien erhielt wieder zum Herrn den Herzog von Savoyen, Mantua bekamen die Venetianer. Auf diese Weise schloß er ein großes Bündniß des Südens gegen den Osten, und wenn der König Ludwig XV. starb, so bekam Philipp V. die Krone Frankreichs, zusammt der Herrschaft der halben Welt.

Ein artiges Stück Arbeit für den kleinen Sudelkoch! rief die Herzogin.

Erfahren Sie nur, wie das Complot entdeckt wurde! fuhr der Herzog fort. Ein armer Schreiber bei der Bibliothek und eine Unterhalterin eines Hauses öffentlicher Dirnen sind Diejenigen, den wir das Scheitern der saubern Anschläge danken; oder vielmehr der pfiffigen Schlauheit meines kleinen spiritus familiaris, Dubois. Der Schreiber erhält von einem Geschäftsunterhändler des Prinzen von Cellamare, der sich Prinz von Listhney nannte, nicht mehr und nicht weniger aber als ein Kammerdiener des benannten spanischen Gesandten war, ein Päckchen Schriftsachen, die er abschreiben soll. In diesem Päckchen befindet sich ein Zettel, auf dem unter dem Titel: Vertrauentliche Mittheilung, der ganze Plan der Verschwörung enthalten ist. Buvat, der ein Mensch von sehr mittelmäßigem Verstande ist, be-

urtheilt dieses eingelegte Schreiben anfangs ziemlich oberflächlich, und ist schon bereit, nachdem er es abgeschrieben, wieder an seine Stelle zu legen, als es ihm auffällt, mit welcher Sorgfalt man Truppeneintheilungen überall hinverlegt, wo sie können den Aufrührern von Nutzen sein. Da er selbst aus der Normandie stammt, staunt er darüber, daß nach Corentan ein Regiment hinpostirt worden. Er sieht das Billet forschend näher an, er beschließt damit zu Dubois zu gehn. Er bringt das wichtige Dokument in die Canzlei meines Staatsrathes, wo gerade Dubois beschäftigt ist, der es mit großem Interesse empfängt und es sogleich zu würdigen versteht. Er bringt es mir. Ich gebe Buvat den Befehl, eine Abschrift des Billets an den Prinzen Listhney zu bringen, wie es abgemacht war, sich übrigens ruhig zu verhalten. Den Tag darauf erscheint Madame Tillion. Bei ihr hatte sich ein junger Mann eingefunden, der mit einer ihrer Kostgängerinnen ein Stelldichein verabredet hatte. Statt um acht Uhr zu kommen, erschien er erst um zwölf und hatte als Grund der Verzögerung angeführt, wie der Abbé von Porto-Carrero nach Spanien ginge, mit wichtigen Depeschen des Gesandten befrachtet, ihn mit der Arbeit aufgehalten. Sie hätte dieses

Gespräch mit angehört und käme jetzt, davon Mittheilung zu machen. Dubois ließ sofort dem abgegangenen Porto-Carrero nachsetzen, erfaßte ihn und bemächtigte sich seines Gepäckes. Gestern, wie ich aus der Oper komme, bringt mir Dubois die angenehme Bescheerung. Der geöffnete Koffer zeigte mir den Beweis des Bubenstücks liefernde Schriftstücke.

Welch ein Glückfall für den Spitzbuben! rief die Herzogin.

Sie sehen, wozu ich meine Leute brauche! bemerkte der Regent. Ein ehrlicher Mann hätte sich nie dazu hergegeben, sich das Zutrauen und die Verbindlichkeit eines Schreibers und einer Hurenwirthin zu erwerben! Das Geld, das man diesen Leuten giebt, muß mit der guten Art sie zu fangen, und zu Diensten dieser Art herbeizuziehen, zusammentreffen.

Was wirst Du nun thun?

Zuerst den Herrn Prinzen Cellamare verhaften lassen. Er wird sich ohne Zweifel beim Kriegsminister melden und um die Freigabe seines Schützlings Porto-Carrero bitten. Dann muß Dubois auftreten und ihm die Briefe der Schuldigen vorweisen.

Welch eine Unmasse von Verhaftungen und

Beschuldigungen wird das geben! rief die Herzogin.

So viel ich die Schriften habe durchfliegen können, erwiderte der Sohn, ist außer unserm vortrefflichen Paar, dem Herzoge und der Herzogin von Maine, der Prinz von Cellamare, der Herzog von Richelieu, der Marquis von Pompadour, der Graf Oydie, Herr von Magny, ein Abbé Brigaud und der Abbé Mesnil dabei betheiligt.

Der Prinz warf sich erschöpft auf einen Stuhl und seine Mutter lächelnd ansehend, rief er: Was sagen Sie dazu, Mutter? Ist es nun bequem der Verwalter für des Königs Schätze zu sein? Kann man nicht manchesmal auf die Idee kommen, den ganzen Bettel gegen die Wand zu werfen? Doch Eins ist mir hierbei lieb, ich mache mit einem Gewaltstreiche dem Herumkriechen des Ungeziefers ein Ende! Also darum sammelte die Frau Herzogin von Maine einen Hof um sich in Sceaux von all den Dichtern und Philosophen, damit es hieße, sie ist viel zu sehr mit der Literatur beschäftigt, um sich in die Politik zu mischen. Darum produzirte sie den erbärmlichen Poeten, Herrn Lagrange Chancel, der im Geheimen gegen mich conspirirte, deshalb sah sie den jungen Menschen, den Herrn Arouet von Voltaire, und befeuerte

ihn, ein Stück gegen mich zu schreiben, den Oedipus! Ich habe das alles mit meinem gewohnten Gleichmuth mit angesehen, nicht ahnend, daß sich die gnädige Dame alles Ernstes damit beschäftigte, mich zu entthronen.

Traue diesen giftigen Schlangen doch niemals! rief die Herzogin. Dein Fehler ist die äußerste Sorglosigkeit. Glaube mir, ich lege mich nie zu Bette, ohne daß ich für Dein Leben fürchte. Es ist dies keine kindische Angst! Du hast zu viel Feinde, die alle auf Dein Verderben sinnen.

Ich bin Fatalist, Mama! rief der Regent. Soll ich untergehen, so rettet mich Niemand! Es scheint aber, daß ich nicht untergehen soll. Mein Hauptgeschäft ist jetzt, der Nation den König zu geben, gesund und ungefährdet, damit man sieht: so handelt der Giftmischer. Wenn irgend etwas den zügellosen Pariser Pöbel demüthigen kann, so sind es Thatsachen. Man würde mir nimmermehr glauben, wenn ich den Himmel herab schwören und betheuern wollte, daß ich unschuldig bin, aber hier — der König — aus meinen Händen unversehrt hervorgehend! Das spricht für mich. Geben Sie Acht, Mutter, dieses eine Zeugniß zu meiner Unschuld wäscht mich im Augenblick von allen Sünden frei. Diese Verschwörung, die ich zu

meinen Gunsten auszubeuten verstehen werde, und dann der gesunde, frische Knabe, den ich der Nation übergebe, oh Du sollst sehen, mit welchem Glanze ich abtrete!

Wollte Gott! seufzte die Mutter. Wirst Du die Maine's verhaftet lassen.

Der Befehl dazu ist schon gegeben! entgegnete der Prinz. La Villarderie ist beauftragt, ihn in Sceaux zu verhaften, und ich will ihn nach dem Schlosse Deulens in der Picardie bringen lassen. Frau von Maine fällt dem Herzog von Ancenis, Capitän der Leibwachen zu, und das Schloß Dijon ist für sie bestimmt.

Welch ein Schlag für Frau von Maintenon! triumphirte die Herzogin. So mußte es kommen. Mit ihrem Liebling stürzt sie selbst auf immer in das Dunkel hinab.

Zwei Parlamentsräthe kamen, um den Herzog zu sprechen. Er nahm von seiner Mutter Abschied und entfernte sich mit ihnen.

Der Tod der Herzogin von Berry.

Wir haben bereits dem Leser von den männlichen Angewohnheiten und Liebhabereien der Herzogin von Chartres erzählt, der jüngern Schwester der Prinzessin von Berry. Sie war eben im Begriff, sich im Reiterkostüm einer Anzahl Cavaliere und Damen anzuschließen, die einen Ritt nach Meudon vorhatten, als ihr Vater in ihr Boudoir eintrat. Dieser Besuch war etwas Neues. Man hatte den Herzog wohl in den Gemächern des Fräulein von Valois, ihrer Schwester, gesehen, noch nie aber bei ihr um diese Stunde. Die junge Herzogin war erst halb angekleidet; nach den ersten freundlichen Bewillkommnungsworten übernahm der Herzog das Amt der Kammerfrau, die er wegschickte. Er ordnete den Stoff

des Reitkleides und sagte einiges über die Garnitur von Spitzen, die ihr um den Hals lag. Die Herzogin ließ mit Erröthen ihren Vater gewähren, dann setzte er sich, zog sie auf seinen Schooß und raubte ihrem Busen und ihren Wangen Küsse. Meine theure Tochter! rief er, tröste mich! Du siehst, in welche unglückliche Lage mich der Eigensinn Deiner Schwester gestürzt hat! — Meiner Schwester? fragte die Herzogin naiv, welcher? — Kind! rief der Vater, Du weißt, daß ich von Deiner ältesten Schwester spreche. O Himmel! welche Bekümmerniß treffen das Herz eines Vaters, der es redlich mit seiner Familie meint.

Die Herzogin lächelte.

Wie, Du zweifelst, Aglaë? Du zweifelst daran, daß ich es redlich mit Euch, mit Dir meine? Abscheuliches Mädchen, weshalb zweifelst Du? Siehe, ich könnte Dich für die Beleidigung, die Du mir anthust, verwunden. Da, hier hast Du einen Strich auf Deinen Arm!

Aber, Vater! Sie verwunden mich, und ich soll heute den Arm blos tragen.

Trage ihn nicht blos! Trage ihn verhüllt, und wenn man Dich fragt, so antworte seufzend: Ach, das hat die Hand der Liebe gethan!

Das ist närrisch! rief die junge Prinzessin

lachend. Der ganze Hof weiß, daß ich keinen Liebhaber habe!

Das ist wohl Dein Stolz, übermüthige Kleine!

Allerdings! Da ich sehe, daß um mich her die Liebe so viel Unruhe und Schrecken verursacht, bin ich zufrieden, nicht von ihr belästigt zu sein.

Da hast Du noch einen Strich! rief der Regent in nachgemachtem Zorne.

Halt, nun ist's genug, Herr Herzog. Dergleichen verbitte ich mir.

Ich werde die Wunden, die ich schlage, selbst wieder heilen! rief der Vater, und drückte einen Kuß auf die Wunde. Die Prinzessin sprang von seinem Schooße auf.

Wohin? rief der Herzog. Dein Kleid ist ja noch nicht angelegt. Er hielt sie am Kleide zurück, und duldete es, daß sie sich umwandte und ihm mit der einen Hand in's Haar fuhr. Papa! Wenn Sie mit ihren Scherzen nicht aufhören, so werde ich mich über Sie beklagen.

Ueber mich? Ei sieh doch! und bei wem?

Bei — bei —

Bei der Mutter?

Nein, bei der Herzogin von Berry! Ich schwöre es Ihnen zu, das thue ich.

Du bist ein Kind! Ist es Dir denn noch nie geschehen, daß ein Mann Dich hübsch fand? Der junge Herzog von Richelieu? Ha! Frevelhafte Du? Nicht wahr, das ist etwas für Dich, kleine Minerva.

Der junge Herzog giebt mir Unterricht im Reiten, und ich ihm welchen im Zubereiten von Feuerwerken! Das ist alles! —

Der Herzog erwiderte nichts. Er hatte seine halbangekleidete Tochter wieder erfaßt; er hielt seinen Arm um ihre Taille geschlungen und sah sie zärtlich an.

Was ist der Grund Ihres Besuches? fragte diese endlich.

Eine Wolke von Schwermuth glitt über die Stirn des Herzogs, und er erwiderte: Ich sagte es Dir schon, Kind! Deine Schwester, deine alberne, kranke, gereizte Schwester. Ach, sie ist lange nicht mehr so reizend wie Du bist. Ihr Busen hat keine Härte, keine Festigkeit mehr, wie der Deine.

Und was hat sie denn? fragte die Prinzessin von Neuem, indem es ihr gelang, sich aus dem Arme ihres Vaters los zu machen. Nachdem der ärgerliche Auftritt, den sie im Kloster verursachte, vorüber ist.

Das heißt, seitdem sie wieder hergestellt worden! rief der Vater. Sie hat sich, um sich der Gerichtsbarkeit des Luxemburg und des Pfarrers von St. Sulpice zu entziehen, nach La Muette bringen lassen. Aber, liebes Kind, laß mir doch die Hand! Sieh, hier ist ein kleiner, schwarzer Fleck, das kommt vom Pulver. Willst Du es auch so machen wie Deine Schwester, Fräulein von Valois, die, um den Verführer Richelieu zu retten, sich dem hingab, der über sein Schicksal zu gebieten hatte? Willst Du? Diese Worte waren etwas schüchtern und mit leiser Stimme gesagt.

Lieber Vater! war die Antwort der Prinzessin, die offenbar den Sinn der Frage nicht verstanden hatte, der Herzog von Richelieu ist mir völlig gleichgültig, ich werde um ihn mich nicht im mindesten bemühen.

Gott sei Dank! rief der Herzog. So bist Du wenigstens verschont geblieben. Dieser gefährliche Mann raubt mir alle meine Geliebten, alle meine Lieben! wollte ich sagen. Er muß fort, oder ich habe keine ruhige Stunde mehr.

Ist er die Ursache des neuen ärgerlichen Vorfalls mit meiner ältesten Schwester? fragte die Prinzessin.

Nicht so gerade er! rief der Herzog. Obgleich die Herzogin von Berry auch eine Zeit hatte, wo sie für ihn schwärmte. Jetzt ist's der junge Brion, für den sie Thorheiten begeht, den sie um jeden Preis der Welt heirathen will. Ich bitte Dich, bedenke diese Narrheit! Ihn heirathen? blos um seiner frischen Lippen wegen. Einen Menschen, den Sie aus dem Staube zu sich emporgezogen, der durch sie Gardeoffizier, später Oberster geworden, und der, trotz der Uniform, mit der Sie ihn behängt, immer noch der derbe Schweizerjunge geblieben ist, der er war. Der sie mit eifersüchtigen Vorwürfen überhäuft, der nicht dulden will, daß sie mich bei sich sieht! Gegen dieses Ungeheuer führe ich Krieg, wie ich vor vier Wochen gegen den Pfarrer von St. Sulpice Krieg führte! Das gottlose Weib, sie bekümmert sich nicht darum, daß sie mich unsäglich beleidigt! Ungescheut führt sie mich an der Nase umher, und läßt mich alles thun und bewilligen, was sie will.

Die Herzogin hörte diese Klagen über ihre herrschsüchtige und stolze Schwester mit einiger Befriedigung an. Sie empfand dabei, was es heiße, eine Uebermüthige gedemüthigt zu sehen. Was sagt Mama dazu? fragte sie nach einer Pause.

Ihr darf ich nicht mit meinen Klagen kommen! rief der Vater. Sie haßt Deine Schwester und wünscht sie vor aller Welt durch diese schamlose Heirath compromittirt zu sehen.

Und Großmama? fragte die Prinzessin weiter.

Sie hat mir den Rath gegeben, den Brion aus dem Fenster zu werfen.

Und ich gebe Ihnen den Rath Papa! ihn zu seinem Regiment nach Spanien zu schicken. Alle Obristen sind schon dahin aufgebrochen; hat er irgend Ehre im Leibe, so wird er eilen, seinen Kameraden nachzuziehen.

Auch das habe ich bereits versucht; aber Deine Schwester wüthet. Sie schwört mir zu, mit allen gotteslästerlichen Flüchen, daß sie sich mir nie wider — Ach! ich weiß nicht wohin mich wenden! Alle diese schrecklichen Auftritte machen mich kalt gegen die arme Herzogin. Es ist unrecht, aber es ist so. Wenn ich schon ihre magern Arme sehe, die sie über den Kopf ringt, wenn ich dieses nicht mehr schöne Gesicht betrachte, wie es sich in die Falte des Zorns und der Leidenschaft legt, und mir so gegenüber droht, dann bemerke ich daß ich außer ihr noch eine Tochter habe, die Mitleiden mit mir hat, und die durch die Ausschweifungen noch nicht hingerichtet worden.

Mein theurer Vater! kommen Sie in Ihrem Schmerze nur zu mir! Es ist meine Pflicht Sie zu trösten. Sie dauern mich unbeschreiblich.

Der Herzog zog sie wieder auf seinen Schooß. Angebetetes Kind! rief er im Enthusiasmus. Ich wußte es wohl, Du würdest mich trösten! —

Die Herzogin sprang von seinem Schooße unwillig auf. Sie sagte nichts aber ihr Blick mit dem sie ihren Vater ansah, hatte etwas von dem Schmerz und dem Zorn einer Getäuschten, die sich verfolgt sieht. Ich muß jetzt fort! rief sie in einem ernsten Tone. Geben Sie mir Ihren Arm, Vater, begleiten Sie mich die Treppe hinab.

Der Herzog gab ihr gehorsam den Arm. Als sie das Vorgemach erreichten, das voller Leute war, richtete sich der Herzog wieder auf, nahm seine fürstliche Haltung an, und mit lächelnder Miene die Hand seiner Tochter in die des Obermarschalls gebend, der gekommen war um die Prinzessin zum Pferde zu geleiten.

Mit einem gnädigen Lächeln grüßte der Herzog die Tochter, die sich ehrerbietig vor ihm verneigte ehe sie das Pferd bestieg. Die ganze Gesellschaft, Herren und Damen beurlaubten sich von dem Fürsten, der auf der Treppe stehen blieb,

bis der blaue Federbusch seiner Tochter um die Straßenecke bog.

Gebeugten Herzens und voll niedergeschlagener Hoffnungen begab er sich zu der andern Schwester, die ihn in la Muette erwartete. Er kam leise, da er fürchtete, daß die Kranke schlafe, und setzte sich an das Bett. Aber die großen offenen Augen sahen ihn strafend und zürnend an.

Du schläfst nicht! Du sollst schlafen, mein Kind.

Wann werde ich Brion's Gemahlin? fragte sie.

Wenn Du wieder gesund sein wirst; tönte die Antwort.

Sie sind gestern nicht bei mir gewesen? Weshalb? ist der Weg vom Palais royal bis zu la Muette so weit?

Liebes Kind, Du weißt, daß eine Menge Geschäfte mich gerade jetzt aufhalten.

Die Herzogin brach in Thränen aus, die so heftig waren, daß sie sich in ihrem Bett zusammenkrümmte und ihre gefährlichen Fieberanfälle sich erneuten.

Der Herzog sah mit einem gleichgültigen Blick vor sich hin.

Sie lieben mich nicht mehr, Papa? schluchzte die Kranke. Ich weiß, wen Sie lieben; aber ich werde diese Begünstigte mit Dolch und Gift ver-

folgen. Der unterste Schooß der Hölle soll die Verrätherin aufnehmen, und sollte sie mir auch noch so nahe stehen! O, ich kann entsetzlich sein. Alle Qualen der Verdammten habe ich in meiner Hand, und ich werde sie öffnen über Sie, mein Vater, und über jene Schändliche. Ich weiß, daß ich sterben muß, o so werde ich mit einem Fluche über Ihr Haupt dahingehn! Verführer! der Sie sind! Abscheulicher, elender Henkersknecht der Hölle! Mein schuldloses, reines Blut komme über Dich! Jämmerlicher! Ruchloser!

Schade, daß Brion Dich nicht hört, arme Kranke.

O nichts von ihm! Sein und Dein Name dürfen nicht zusammen genannt werden. Er ist ein armer Junge, den ich verführt habe, mit der Kunstfertigkeit die ich von Dir gelernt! Es ist trostlos, daß er die verbotenen Früchte pflücken soll, wo er herrschen und regieren könnte. Und er soll es! Er soll mein Mann werden. Ich werde vor den Richter treten und ihm zurufen: Sieh hier, ich Sünderin habe Dir diese reine Seele erhalten, indem ich mich ihr zu Füßen warf, und sein Weib wurde.

Bedenke! rief der Vater, Du, früher die Stolze, die Uebermüthige, die Herrschende genannt! Von dem Volke für die Königin der Prinzessinnen gehal-

ten! Du willst Dich erniedrigen, eines einfachen Offiziers Frau zu werden!

Ich will es! Und Sie, mein Vater, sollen mir dazu verhelfen! —

Der Herzog blickte sich um ob Niemand hinter der Thür lauschte, und als er sich überzeugt hatte, daß er und seine unglückliche Tochter allein waren, rief er: Du sollst Alles von mir erhalten, wenn Du erst gesund sein wirst. Jetzt, Ruhe! Ich höre eben meine Mutter kommen! Bezwinge Dich! Laß sie nichts von dem merken was in Deiner Seele vorgeht. Sie wird nicht lange bleiben.

Um Gottes und der Heiligen willen! Jetzt nicht! Ich kann sie jetzt nicht sehn! rief die Prinzessin, indem sie ihre Hände vor das Gesicht preßte.

Bezwinge Dich! rief der Vater leise aber mit fester Stimme.

Führe sie fort! Ich kann sie jetzt nicht sehen! schluchzte die Kranke.

Auf der Schwelle der Thür stand die Herzogin.

Der Prinz war ihr entgegen geeilt, küßte ihre Hand, und führte sie zum Bette der Tochter. Ich habe gehört, sagte die Herzogin, Deine Tochter ist besonders unwohl und ich hielt es für meine

Pflicht zu kommen um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Die Herzogin stand vor dem Bette, in welchem die Prinzessin lag, zusammengekrümmt und gegen die Wand gekehrt. Der Herzog faßte sie leise an beiden Schultern und wendete sie mit dem Gesicht zur Herzogin. Kaum traf einer der durchdringenden Blicke der Dame das Antlitz der Leidenden, als auch plötzlich alle Energie in ihr wach wurde. Sie that als sähe sie jetzt erst die Herzogin, faßte schmeichelnd nach ihrer Hand, drückte einen Kuß darauf und sagte dann in einem unterwürfigen Tone: Eure Hoheit sind allzugütig an dem Bette einer Todtkranken sich einzufinden.

Meine Pflicht! entgegnete die Fürstin mit kalter Stimme und unbeweglichem Antlitz. Sie setzte sich nieder, und ihre Blicke blieben unverwandt auf dem Antlitz der Kranken haften. Der Herzog sah, wie seine Tochter unter diesem eisigen, vernichtenden Blicke litt.

Eine lange Pause herrschte in der Niemand sprach.

Das Uebel sitzt Ihnen wieder in den Füßen? hub die Herzogin an. Zeigen Sie sie mir! —

Der Herzog hob die Umhüllung von den Füßen der Kranken, sie zeigten sich hoch geschwollen, und

mit einer fast durchsichtigen Haut bekleidet, die da zeigte welche Fortschritte die Wassersucht gemacht. Die Herzogin zuckte die Achseln, die Füße wurden wieder bedeckt.

Sie empfinden Schmerzen?

Die entsetzlichsten von der Welt! rief die Kranke mit fast weinender Stimme.

Hat Ihre Tochter gebeichtet? fragte die Herzogin leise den Vater.

Die Kranke richtete sich auf, sah die Herzogin starr an und erwiderte auf ihre Frage: Sie hat so eben gebeichtet.

Ich bin keinem Priester begegnet, rief die Herzogin.

Dort steht er! rief die Prinzessin, auf ihren Vater zeigend, der in einiger Entfernung vom Bett sich hingestellt hatte. Er weiß um meine Sünden! Bin ich verloren, ist er es auch! Diese Worte wurden mit einem schreckenerregenden Ausdruck gesprochen.

Die Herzogin sah ihren Sohn an.

Sie phantasirt seit heute Morgen, sagte der Regent, indem er die Hand auf das fiebernde Haupt der Tochter legte. Nur Ruhe! Ruhe allein ist nöthig.

Lassen Sie den Aderlaß widerholen! bemerkte

die Herzogin, sich erhebend. Ist irgend Rettung möglich, ist's durch Aderlaß. Sie machte der Kranken eine Verbeugung und an der Hand des Sohnes schritt sie aus dem Zimmer. Als sie fort war weinte oder schrie vielmehr die Prinzessin vor Schmerz und Kummer. Wo ist Brion! Ich will von ihm Abschied nehmen.

Er ist nicht hier, antwortete der Vater. Er ist nach Spanien abgereiset. Ich habe ihm verboten sich vor Dir sehen zu lassen!

Ha Du! schrie die Prinzessin — mordest Dein Kind, nachdem Du es der Hölle geopfert! Zittre vor mir, wenn ich Dich vor dem Richterstuhle Gottes wiederfinde!

Der Priester mit dem Sterbesakramente traf ein. Der Herzog winkte ihn näher.

Nur her damit! rief die Sterbende. Oeffnet die Thüren. Alle Welt soll mich sterben sehen, und soll bekennen, daß ich eine reumüthige Christin bin.

Du wirst Dich wieder erholen! flüsterte der Vater. Schon zweimal hast Du das Abendmahl genommen und bist wieder genesen.

Die Thüren waren geöffnet. Frau von Mouchy, die Kammerfrau, trat herein. Für Dich hab ich dieses Geschenk! rief die Sterbende, ein kleines

Kästchen mit kostbaren Ringen ihr hinreichend. Jetzt empfing sie das heilige Abendmahl, indem Alle die im Vorzimmer waren, sich aufs Knie niederließen. Es war als wenn eine Königin communizirte. Die Herzogin von Orleans hatte sich eingefunden, und befand sich unter den übrigen Hofleuten. Der Herzog stand am Bette, und wagte nicht die Sterbende zu verlassen; erst als die Lähmung eingetreten war, und die Sprache die Kranke verlassen hatte, ließ er sich vom Herzog von St. Simon ins Nebenkabinet leiten, wo er mehrere Minuten lang in einem stummen Schmerze verharrte. Als er das Sterbehaus verlassen wollte kehrte er noch einmal an das Bett der Todten zurück. Er sah sie liegen, stumm, bleich, regungslos und über ihren Körper gebeugt, vergoß er schmerzliche Thränen. Als er fort war übernahm der Herzog von St. Simon die Anordnungen der Trauerfeierlichkeit.

Die Umstände bei der Leichenöffnung blieben geheim.

Brion erhielt den Befehl nicht wieder nach Paris zu kommen. Der arme Brion war untröstlich. Er hatte wirklich die Herzogin geliebt; es war ihm ein heiliger Ernst damit gewesen sie zu bekehren, er hatte nicht darauf gerechnet, öffent=

lich als ihr Gemahl zu gelten, nur wollte er, daß das heilige Sakrament seinen Bund mit ihr heimlich einsegne, dann gedachte er, wenn er die Herzogin glücklich und beruhigt sah, zurück in seine Berge zu gehen. Er ging auch jetzt dahin, aber gebrochenen Herzens. Es war ein schöner, aber unglücklich sich endender Traum für den armen Jungen. Paris sah er nie wieder.

Nicht lange nach dem Tode der Herzogin von Berry trat ihre Schwester, die Herzogin von Chartres in das Kloster der barmherzigen Schwestern zu Chelles. Ein Jahr nach ihrem Eintritt ließ sie sich zur Aebtissin des Klosters wählen. Niemand begriff den Entschluß des jungen Mädchens sich in die Mauern eines Klosters zurückzuziehen. Das schreckliche Ende der Herzogin von Berry hatte dies bewirkt.

Die Actien des Mississipi.

Von Law und seinem betrügerischen System wollen wir nur wenig sagen, da es eigentlich nicht hierher gehört.

Um der Finanznoth zu steuern und baares Geld in die erschöpften Kassen zu leiten, war bald nach dem Tode des Königs das Edikt gegen die Steuerpächter erschienen, die sich durch Unterschleife bereichert hatten. Dieses Edikt war vom Volke mit Jubel empfangen worden, zeigte sich aber doch nicht so wirksam als man gehofft hatte. Eine große Anzahl dieser vollgesogenen Schelme wurden verhaftet und ihnen das Gold wieder entzogen, das sie eingeschlürft; eine nicht geringe Zahl fand aber in dem betrügerischen Adel, der sich bereichern wollte, Schutz und Unterstützung, so

daß ihr Fall und Sturz nur ein eingebildeter war, und sie mit einer geringen Summe, die sie von ihrem unerlaubten Gewinne abließen, frei kamen. Alsdann fand eine Umprägung des Geldes statt. Es wurde festgesetzt, daß vom Januar des Jahres 1716 die Louisd'or zwanzig Livres, statt vierzehn, und die Thaler fünf Livres, statt drei und einen halben, gelten sollten, dadurch gewann man eine Summe von zwei und siebzig Millionen. Das Edikt gegen die Steuerpächter brachte hundert und sechzig Millionen ein, da es, wenn die Berechnungen hätten geltend gemacht werden können, drei hundert sieben und vierzig Millionen Livres eingebracht.

Jetzt kam Law. Er war ein Engländer von Geburt, hatte sich schon unter dem vorigen Könige in Frankreich gezeigt, wo er eine Pharobank errichtete, den Leuten das Geld abgewann, dann, von der Polizei verfolgt, sich aus Frankreich nach Genf, Genua, Venedig, zuletzt nach Savoyen begab, wo er dem Herzoge ein Finanzsystem vorlegte, das man jedoch abwies, weil man nicht das Geld hatte, es auszuführen. Von dort kam er wieder nach Frankreich, und der Regent nahm ihn und sein System auf. Dieses System hatte zwei Abtheilungen: die Festsetzung einer Discontobank und die Bildung einer Handelsgesellschaft,

die Länder ausbeuten sollte, die anerkannt sehr reich waren. Unter diese Landstrecken gehörte auch der Handel des Mississippi, und dieser Handel wurde unter der Firma „Westindische Compagnie" geführt. Law wurde Director dieser Compagnie. Jetzt fingen die Operationen an, die Frankreich an den Rand des Verderbens führen sollten. Das geprägte Gold und Silber verschwand; anstatt dessen kamen eine Unzahl Bankbillets zum Vorschein, von denen jeder sich welche verschaffte, weil sie, dem Edikte des Parlaments zu Folge, unermeßlichen Gewinn versprachen. Es wurde verboten, mehr als für fünfhundert Thaler baares Geld im Hause zu haben. Alles schwamm der Bank zu; Paris und die Provinzen verarmten noch mehr, als sie es schon waren, indem sie sich bereichert wähnten. Um die Menge zu täuschen, wurden große Schenkungen gemacht, Alles in Papieren; der Regent, der es verabscheute, sich zu bereichern, gab seinen Gewinn an die öffentlichen Anstalten. Das Haus des Director Herrn Law in der Straße Quincampoix wurde belagert. Allein vom Januar bis zum April hatte Law, dem königlichen Edikte folgend, für zwei und siebenzig Millionen Billete ausgegeben. Der Andrang war ungeheuer; selbst aus England, sogar aus Amerika

kamen Leute, die das Actienspiel mitspielen wollten. Law, seinem eignen System, oder dessen Erfolgen, die nunmehr nicht mehr in seiner Hand lagen, sondern wie ein losgelassener Sturm weiter fortwütheten, mißtrauend, setzte seine Gewinne in Güterkauf um. Er kaufte dem Grafen von Evreux für eine Million achtmalhunderttausend Livres die Grafschaft Troncarville in der Normandie ab, dem Prinzen von Carignan das Hotel von Soissons für eine Million viermalhunderttausend Livres, dem Herzoge von Savoyen sein Marquisat von Rosny für eine Million siebenmalhunderttausend Livres, und so mehreren Anderen. Indessen dauerte dieses betrügerische Spiel nicht lange; es nahete seinem Sturze. Die bis zu fünfhundert Livres ausgegebenen Actien des Mississippi waren bis auf vierzehn und funfzehnhundert Livres gestiegen; man sah ein, daß ein weiteres Steigen unmöglich war. Die Anzahl der Billete überstieg zu zwei Drittheilen alles Gold- und Silbergeld. Ein Edikt erschien, das eine Herabsetzung der Bankbillete und der Actien anbefahl. Jetzt war das Zeichen gegeben: die Actien waren in Mißcredit. Der eingebildete Werth des Papieres war durch das Steigen der Actien bis auf sechs Milliarden gestiegen, die wirkliche Summe bei der Ausgabe war

zwei Milliarden, sechshundert Millionen gewesen. Das gab durch ganz Frankreich einen unermeßlichen Verlust.

Die Volkswuth richtete sich gegen Law. Man zerstörte sein Hotel, er konnte sich nirgends sehen lassen. Das Gedränge in der Straße Quincampoix war so groß, daß erstickte Personen hinweggetragen und ihre Leichen in dem Hofe des Palais Royal, wo der Regent wohnte, niedergelegt wurden. Man fürchtete einen Aufruhr in Paris. Der Regent lachte über diese Gefahren. Mit dem sichern Selbstbewußtsein, das man an ihm kannte, wo es galt, persönlich einer Gefahr entgegen zu gehen, und das ihn keine Minute seines Lebens verließ, zeigte er sich überall öffentlich und traf Maßregeln, die Noth des Volkes, wenigstens so viel als möglich, zu hemmen. Nicht so ruhig war seine Mutter. Sie hatte an diesem furchtbaren Tage, wo der Sturm aus allen Ecken herblies, ihre Wohnung nicht verlassen. Sie saß zitternd bei einigen anonymen Briefen, die sie erhalten hatte, und fürchtete für das Leben ihres Sohnes. Man hatte ihr geschrieben, daß sechshundert Flaschen vergifteten Weines für den Regenten bereit ständen, daß man mit Pulver gegen ihn einschreite, daß man mit Dolchen ihn verfolgen wolle. Alle

diese schändlichen Drohungen, so wie sie Gegenstände des Spottes des Herzogs waren, galten der bewegten und erschütterten Mutter für eben so viele wirkliche bereits in Thätigkeit gesetzte Mordversuche.

Die Herzogin von Chatauthierre, ihre geprüfte und liebe Freundin, befand sich neben der geängstigten Mutter.

Man brachte ganze Züge zusammengepreßter und in Banden geschlossener Aufwiegler durch die Gassen. Es tönte fortwährend ein wahrer Höllenlärm und ein brüllendes Geschrei des Pöbels nach Geld und Brod hinauf. —

Nach dem Palais Royal! rief eine Stimme, zu ihm, er muß Brod schaffen! Er hat diesen Spitzbuben von Law in's Land gebracht.

Die Herzogin lehnte weit aus dem Fenster; sie wollte dem Manne erwidern, daß er sich irre, daß Herr Law ohne Zuthun des Regenten gekommen sei. Zum Glück wurde sie nicht bemerkt. Man vermuthete sie nicht in dem untern Stock, wohin sie sich auch nur geflüchtet hatte, man wußte, daß sie die oberen Zimmer bewohnte. Aber keine Drohung erscholl, die Züge gingen ruhig an dem Palast der Herzogin vorüber.

Sie ging leidenschaftlich im Zimmer auf und ab.

Der verwünschte Law! daß er dies Unglück über uns bringt! rief sie. Ich habe immer gesagt, er ist ein Schwindler, die Mississipi-Papiere taugen nichts. Wir stürzen das Land ins Unglück! Jetzt ist es da. Niemand hat weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub zu sagen, auf gut Pfälzisch, A—wische von Papier genug!

Die Freundin blickte hinaus; der große Anlauf hatte sich verzogen, die Straße war ruhig geworden.

Jetzt gehen die Strauchdiebe zu meinem Sohn! Gott! Was wird, was kann er ihnen anbieten!

Vor einer halben Stunde, rief die Vertraute, kam eine Masse von dort her. Man hat ihn gesehen, wie er sich mit zwei Parlaments-Präsidenten becomplimentirte.

Gott sei Dank! Möchte er sich nur mit ihnen verständigen. Dann hört doch die Feindschaft mit dem Parlamente auf. Er hat zu viel Feinde, mein armer Sohn! Und das Uebelste ist, daß nichts ihn kümmert, daß er immer nur lacht, wo einem Andern die Haut schaudern würde. Er weiß nicht, was es heißt, Furcht haben. Und mit seinen Feinden, so bald sie nur Miene machen ihr Unrecht einzusehen, ist er gleich wieder versöhnt. Den Richelieu hat er aus dem Gefängniß erlöst und

ihn umarmt. Das ist ein so boshafter Vogel, wie es nur einen giebt. Was sehen Sie da, liebe Victoire?

Eine Prozession der jungen Damen von St. Cyr zieht vorüber, entgegnete die Herzogin. Es ist noch immer eine der gottesdienstlichen Handlungen, die die Maintenon bei ihrem Tode anbefohlen.

Und die sie keinen Schritt weiter zum Himmel bringen werden! rief die Herzogin. Daß die alte Zott jetzt erst verreckt ist und nicht zwanzig Jahre früher, wird Frankreich einst zu beklagen haben. Hat es jemals eine boshafte Creatur gegeben, so war sie es. Nur thut es mir leid, daß mein Sohn ihr nicht den Vergiftungsprozeß gemacht hat, den sie über meinen Sohn verhängen wollte. Sie und ihr alter Kamerad, der Heuchler und alte Pudel Fagon, sie haben Beide gut zusammengehalten. Das muß wahr sein! Kein treueres Pärchen konnte es geben. Auch Chirac, der meiner armen Nichte, der Herzogin von Berry das Gift gegeben, gehörte zu der Genossenschaft.

Ich kann es nicht glauben! rief Victoire, die Herzogin hatte zu übel gelebt.

Dennoch weiß ichs zu genau. Mein Sohn wollte einen andern Arzt nehmen, der durch seine Wunderkuren sich Ruf gemacht hatte; kaum er=

fuhr das Chirac, als er der Prinzessin ein Tränkchen von seiner Kochkunst einflößte, das das Medicament des andern Doctors zu nichte machte. Teuflisch lachend wünschte er ihr darauf eine gute Reise. Ich sage Dir, Victoire, die Doctoren sind ein satanisches Gesindel: entweder es sind Dummköpfe, dann taugen sie zu nichts, oder es sind Schelme, dann morden sie wissent- und willentlich.

Ha! rief die Herzogin, da kommt wieder ein heller Haufen, sie bringen einen Todten mit sich. Es ist eine Frau, die Kleider sind ihr halb vom Körper gerissen.

Ich weiß nicht, welch ein Teufel die Pariserinnen regiert! rief Charlotte. Was sie nur bei solchen Gelegenheiten wollen. Ich bliebe zu Hause! Aber sie müssen überall dabei sein. So ein altes schwaches Weibsen wird dann hin und her getreten, ihr Kleid ihr vom Leibe gerissen, und zuletzt wird sie zu Tode gedrückt. Keine Gewalt der Erde brächte mich in solch einen Auflauf.

Früher, als das Einkaufen der Billete noch Mode war, bemerkte die Freundin, gab es die wunderlichsten Scenen. Law war nirgends zu sprechen, weil man ihn zu arg überlief. Nun rannten sie überall hin, wo sie ihn zu finden hofften. Zwei vornehme Frauen fanden ihn in seinem Hofe,

wie er eben ein Geschäft abnehmen wollte. Meine Damen! rief er ihnen zu, ich kann Niemand sprechen, ich muß eben mein Wasser abschlagen. Gut! riefen die Damen, pissen Sie und hören Sie uns zugleich an. Eine andere Dame befahl ihrem Kutscher, vor der Hausthür des Herrn Directors umzuwerfen. Es geschah, er kam zu Hülfe, und sogleich klammerte sich die Dame an seinen Rock, um ihn mit ihrem Gesuche zu behelligen.

Mich hat er nie bei sich gesehen! bemerkte die Herzogin. Es gab eine Zeit, wo ich nicht einmal das Wort Mississippi hören konnte, so verhaßt war mir der ganze Schwindel geworden.

Die Räthin Rathmannshausen kam herein und meldete der Herzogin, eine junge Dame, Frau von Tenzin, sei draußen, und verlange hereinzukommen. Sie ist von dem Volkshaufen gedrängt worden und flüchtet hierher. Sie hat die Frau Herzogin am Fenster gesehen, und glaubt, es sei die Kammerfrau Ew. königlichen Hoheit.

Laß sie nur herein! rief Charlotte.

Die Thür öffnete sich und Frau von Tenzin schwebte hinein. Sie war modisch geputzt, in einem eleganten Kleide, den Rock hoch aufgehoben, weil sie von der Straße kam und sich zu beschmutzen gefürchtet hatte. Die Herzogin saß im Schatten

des Vorhangs am Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Frau von Tenzin, die die Eine nicht sehen konnte und die Andere nicht kannte, begrüßte sie leichthin, als zum dienenden Personal der Herzogin gehörig.

Guten Tag, meine Damen; Sie erlauben, daß ich hier etwas unter trete. Das Gedränge ist zu arg; man riskirt so übel behandelt zu werden, daß man sich nirgends mehr sehen lassen kann.

Die Herzogin von Chatauthierre nickte mit dem Kopfe und schob der Dame einen Stuhl hin. Die Rathmannshausen begab sich zur Herzogin und Beide sprachen mit einander.

Mit Erlaubniß! rief die Neuangekommene, meine Frisur hat gelitten; ich will sie etwas in Ordnung bringen. Sie stellte sich vor den Spiegel und ordnete ihre Locken.

Die Herzogin neigte ihr Haupt bei den Bemerkungen, die ihr die Räthin zuflüsterte, und begann nun, die Frau zu mustern. Diese sagte: Sie sitzen hier ganz ruhig, meine Damen! Ich glaubs wohl, wenn man alt ist wie sie, so hat man kein rechtes Interesse mehr für die Dinge außer Einem. Ihre Gebieterin dort über uns wird anders spre=

chen: Sie wird für das Leben ihres Sohnes zittern.

Sie glauben also, daß er in Gefahr ist? fragte Frau von Chatauthierre.

Ob ich es glaube? Ich, die ich seine Geliebte bin, muß es wohl wissen. Er zittert wie ein Blatt im Winde. Es ist auch keine Kleinigkeit: Paris im Aufruhr, und er der erste Machthaber!

Sie sind die Geliebte des Regenten? fragte die Frau von Chateauthierre.

Ich bin so glücklich, erwiderte die junge, hübsche und frohe Dame. Ich kam mit dieser Absicht nach Paris, und ich habe meine Absicht erreicht.

Die Herzogin von Orleans erhob sich von ihrem Platz. Sie schritt geradeswegs auf Frau von Tenzin zu, die sie dadurch zwang, von ihrem Stuhl sich zu erheben, indem sie ausrief: Mein Himmel, wenn mir recht ist, so sehe ich Ihro königliche Hoheit vor mir.

Die sehen Sie! rief die Herzogin, und zwar zur unglücklichen Stunde. Sie wagen es, Madame, meinen Sohn einen Feigling zu nennen, während Sie zugleich bekennen, daß Sie seine Geliebte sind. Sie sollten sich solcher Aeußerungen schämen. Ich kenne sie und weiß, was mein Sohn ihnen geantwortet hat. Ich liebe sehr die

Huren, sagte er, aber ich liebe nicht, mit ihnen von Politik zu sprechen. So waren Sie von ihm abgefertigt und sind jetzt des Herrn Dubois Beischläferin. O pfui! schöne Dame, so zu lügen! Wie Sie im Kloster Montfleury in Grenoble waren, wohin Ihre Eltern sie thaten, lebten Sie mit Ihrem Beichtvater in unkeuschem Verhältniß. Durch seine Hülfe dem Kloster entflohen, lebten Sie in Paris mit Ihrem Herrn Bruder, dem Abbé Tenzin in einem schmutzigen Liebeshandel, und da das Alles nicht Schande genug über ihr Haupt brachte, kamen Sie hieher und gingen mit frechen Künsten meinen Sohn an, der Sie auf zwei Nächte zu sich nahm und Sie jetzt seinem Diener überläßt. Gehen Sie, verlassen Sie dieses Haus, das Sie durch Ihre Gegenwart entweihen.

Mit diesen Worten hob sich die Hand der Sprechenden und zeigte zur Thüre. Frau von Tenzin gehorchte, ohne auch nur ein Wort zu erwidern.

Hab ich doch Einer dieser Bestien die Wahrheit gesagt, die an meines Sohnes Gesundheit und Ruf zehren! Die kam mir gerade recht! Es war, als wenn sie selbst zur Richtstätte liefe.

Diese Frau von Tenzin war die Mutter des berühmten d'Alembert, den sie außerehelich gebar.

Die Krankheit des Königs.

Herr Dubois verstand es seine Beförderung bis auf den ihm erreichbaren Punkt zu treiben. Er wünschte, Erzbischof zu werden, er wollte Cardinal, er wollte endlich auch Papst werden. Das Letztere wurde er jedoch nicht.

Der Bruder der obigen Dame, mit dem sie, dem Gerücht zufolge, in einem ärgerlichen Verhältnisse lebte, der Bischof Tenzin war nach Rom gegangen, um zu seinen Gunsten zu wirken. Dubois war, wie wir nachzuholen haben, Staatssecretair geworden, durch den Tod des Erzbischofs von Cambray, des Cardinals de la Tremouille, war der erzbischöfliche Sitz frei geworden. Dubois bewarb sich darum und ließ sich durch König Georg dem Regenten zum Erzbischof von Cambray vor-

schlagen. Der Regent, dem Alles daran lag, sich dem Könige gefällig zu bezeigen, nahm die Empfehlung an und bestätigte das Gesuch seines Staatssecretairs, der hiermit Erzbischof von Cambray wurde. Bevor seine Weihe durch den Großalmosenier, Herrn von Tressan vollzogen wurde, gab es noch eine Schwierigkeit zu überwinden, Dubois war nämlich verheirathet. Es fanden sich geschäftige Schmeichler, die die Documente dieser Heirath, sowie die Frau selbst bei Seite schafften. Durch ein ziemlich hohes Jahrgehalt wurde die Letztere zum Schweigen gebracht. Nachdem Herr Dubois die Weihen empfangen und die Salbung erhalten hatte, ging er seinen Weg weiter. Inzwischen starb Clemens XI., der zwanzig Jahre Papst gewesen, und der Wunsch, den Prinzen Conti zum Oberhaupte der Christenheit erwählt zu sehen, bewegte die französische Geistlichkeit. Tenzin und der Jesuit Lafitteau unterhandelten für Dubois in Rom, der Cardinal von Rohan reiste aus Paris ab, um Conti zum Papst und Hrn. Dubois zum Cardinal vorzuschlagen. Was Niemand vorausgesehen, gelang, zum allgemeinen ärgerlichen Staunen wurde Dubois Cardinal, nachdem Conti Papst geworden. Passerini, der Beicht-

vater des neuen Papstes, überbrachte ihm den Hut, den der König ihm überreichte.

Als diese Feierlichkeit beendet war, brachte ihn der Regent zu seiner Mutter, indem er ihm empfahl, hübsch demüthig aufzutreten. Doch diese Weisung war unnöthig. Man kannte keinen Menschen, der überraschter war von der Würde, die ihm so plötzlich geworden, als dieser Cardinal, der da kam, um bei Madame das Tabouret einzunehmen. Die Herzogin war nicht wenig neugierig, ihn zu sehen. Sie hatte sich gefaßt gemacht, seinen Stolz zu demüthigen, aber sie entdeckte keinen. Er war der Bescheidenste der Bescheidenen; er sprach von seiner geringen Geburt, wie ihn der Regent hervorgezogen, wie er Alles, was er sei, lediglich der Gunst dieses Fürsten und seiner hohen Eltern zu danken habe. Er nahm das Tabouret an, aber er ließ sich nur auf einen Augenblick darauf nieder, im Uebrigen stand er vor der Fürstin, die nicht anders konnte, als seine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit rühmen. Alles, was sie ihm zu sagen beabsichtigt hatte, unterblieb, und die Strenge und die Kälte in ihrem Aeußern nahm, je länger der Herr Cardinal sprach, den Ausdruck eines fast sanften Wohlwollens an.

Die Erhebung Dubois' zum Cardinal und die

Verheirathung des Fräulein von Valois, der zweiten Tochter des Regenten, mit dem Herzoge von Modena waren die zwei wichtigen Ereignisse, die der Krankheit des jungen Königs vorangingen.

Der Herzog von Richelieu, der zweien seiner Töchter bereits gefährlich geworden war, drohete es auch dieser zu werden, deshalb die Eile, die der Herzog hatte, sie zu verheirathen. Anfangs mit einem Prinzen von Piemont; aber Madame widerstritt diesem Plane. Sie schrieb an die Königin von Sicilien, mit der sie correspondirte: Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen ein so schlechtes Geschenk machen werde. Fräulein von Valois war die von ihren Enkeltöchtern, die die Herzogin am wenigsten mochte. Der Herzog von Modena war bekannt wegen Neigungen, die der Herzog von Vendôme, der Herzog von Valentinois und eine große Anzahl der vornehmen Herren damals hatten und ungescheut eingestanden; der Prinzessin konnte es also nicht gleichgültig sein, in das Band einer solchen Ehe zu treten, die sie in der Nähe, in ihrer eignen Familie von Hörensagen kannte. Dennoch wurde im Februar 1720 dieser Ehecontract bei dem Könige unterzeichnet. Die Mutter brachte selbst die Tochter zu der Herzogin. Die junge Prinzessin küßte unter Thränen

die Hände der Großmutter, die ihr kalt ihren Segen gab.

Den einunddreißigsten Juli erschrak eine üble Post den Hof und ganz Paris. Der König befand sich gefährlich unwohl. Er hatte Kopf- und Halsweh, und beide steigerten sich gegen Mittag bis zu einem fast unerträglichen Grade, indem Fieber sich dazu gesellte. Herr von St. Simon, dem es sein Rang und seine Stellung erlaubte, drang in das Zimmer des Kranken; er fand es leer, nur den Herzog von Orleans entdeckte er darin, wie er stumm an der Ecke des Kamins saß. Frau von La Ferté, Schwester der Frau Herzogin von Ventadour, trat ein, und ohne den Herzog von Orleans zu sehen, rief sie dem Herzog von St. Simon bekümmert zu: Herr Herzog, der König ist vergiftet!

Sie schwieg, als sie den Regenten erblickte.

Es wurden die Aerzte des Hofes, die berühmtesten der Stadt herbeigerufen. Sie waren alle uneinig. Ein Aderlaß am Fuße wurde vorgeschlagen; man stritt dagegen, Herr Helvetius, der jüngste der herbeigerufenen Aerzte, der Vater des später bekannten Philosophen und Weltmannes, beharrte am Aderlaß. Er wurde gegeben und hatte günstigen Erfolg. Am zweiten Tage war der

König bereits so wohl, daß er das Bett verlassen konnte. Paris feierte diese Genesung mit hohen Festen.

Man ging jetzt daran, dem Könige seine Vermählung zu melden. Niemand hatte dem eilfjährigen Knaben noch davon gesprochen, obgleich die Angelegenheiten bereits so weit gediehen waren, wie Vermählungssachen nur gedeihen können, ohne Wissen und Einwilligung des Bräutigams. Philipp V. schlug seine Tochter, ein Mädchen von drei Jahren, zur Braut vor. Das Ganze hatte etwas Komisches und man fühlte dies, deshalb suchte man durch Uebermaß von Prunk und Festlichkeit die Würde hineinzubringen. Um den König zu diesem Schritt zu bewegen, an dessen Gelingen der Regent unfehlbar sein Interesse hatte, da zugleich seine Tochter, Mademoiselle von Montpensier den Prinzen von Asturien erhalten sollte, wählte er sich zwei Vertraute, die gegen den ihm feindlich gesinnten Erzieher des Königs, den Marschall von Villeroi, der gegen diese Heirath Einsprache thun konnte, wirken sollten. Diese Vertrauten waren Herr le Duc, Oberaufseher der königlichen Erziehung, und Herr von Frejus, Erzieher des Königs. Beide wurden durch die vertraulichen Mittheilungen, die der Regent ihnen

machte, geschmeichelt und versprachen ihre Einwirkung. Anfangs schien der Plan mißglücken zu wollen, denn nichts war im Stande, den König zu irgend einer Willensmeinung zu bringen, er beharrte bei einem undurchdringlichen Schweigen; dann endlich, in einer Sitzung des Regentschaftsrathes, erklärte er seine Einwilligung, die kleine Infantin zu heirathen. Sogleich nach diesem mit Mühe erhaltenen Consens erschien der Herzog von St. Simon am Hofe zu Madrid, um in aller Form um die Prinzessin anzuhalten, die ihm bewilligt wurde. Frau von Ventadour erhielt die Stelle der Erzieherin der jungen Prinzessin und wurde gleichfalls nach Madrid geschickt, um sie von dort abzuholen. Zu gleicher Zeit überschritten beide Prinzessinnen die Bidossoa-Brücke, bekanntlich die Grenzscheide zwischen Frankreich und Spanien, die kleine Infantin kam nach Frankreich, die Prinzessin von Montpensier ging nach Spanien.

Die Krönung des Königs.

Das Jahr 1722 schloß sich mit dem Ende der Regentschaft und der Erklärung der Volljährigkeit des Königs Ludwig XV. Die Krönung zu Rheims sollte diesem Ereigniß die übliche Weihe geben.

Der König ging nach Rheims. Am 25. October fand die Feierlichkeit statt. Sechs Prinzen von Geblüt stellten die sechs weltlichen Pair's von Frankreich vor. Der Herzog von Orleans vertrat den Herzog von Burgund, der Herzog von Chartres den Herzog der Normandie, der Herzog von Bourbon die des Herzogs von Aquitanien, der Graf von Charolois die des Grafen von Toulouse, der Graf von Clermont die des Grafen von Flandern und der Prinz von Conti die des Grafen von Champagne. Den Connetable

stellte der Marschall von Villars dar, und der Prinz Rohan den Oberceremonienmeister des Königs.

Bei der Rückkehr von Rheims begab sich der König nach Villers-Coterets, wo ihm der Herzog von Orleans sehr splendide Feste gab, dann nach Chantilly bei dem Herzog von Bourbon, wo gleichfalls Festlichkeiten stattfanden.

Die Herzogin von Orleans, obgleich unwohl, wünschte doch der Krönung beizuwohnen; sie traf also Anstalten zur Reise. Diese an Frankreichs Geschicke so sehr betheiligte deutsche Frau, die ihr ganzes Leben am französischen Hofe zugebracht, wollte doch nicht das Leben verlassen, ohne ein so wichtiges Staatsereigniß, als es die Krönung eines neuen Königs ist, mitanzusehn. Ihre Freundinnen suchten sie von der Reise abzuhalten, ihr Sohn rieth ihr, den Verlauf der Krankheit in Ruhe und zu Hause abzuwarten. Du verstehst davon nichts, sagte sie, ich muß dabei sein. Ich will diese bedeutungsvolle Krone, an deren Last ich mitzutragen gehabt habe, auf das junge Haupt übergehn sehn, als ein Symbol der Macht, noch nicht diese selbst.

Sie hatte Recht, wenn sie behauptete, daß sie an der Krone mitzutragen gehabt hätte. Sie that

es in bester und edelster Weise. Während die schamlosen Weiber, mit denen der König sich umgab, die Last nur schwerer und sogar zuletzt verhaßt machten, benutzte sie die wenigen Stunden, wo sie dem Träger der Last nahe stand, durch Belebung und Aufheiterung, durch Theilnahme für die Unterdrückten des Volkes, das in den Fesseln des Fanatismus schmachtete, ihre edle Weltanschauung kund zu geben; obgleich dies zuletzt vergeblich war, wo die schwarzen Mächte, die den König umschlossen hielten, jede Annäherung der Art fern zu halten verstanden. Immer, wenn sie erschien, mit ihrem bleibend ruhigen und freundlichen Gesichtsausdruck, mit ihrem Scherz und ihrer Heiterkeit, mit denen sie die auf sie gezückten Waffen ihrer Feindinnen von sich lenkte, oder wirkungslos machte, war sie dem König eine willkommene und stets gesuchte Erscheinung. Ihr Platz an der Familientafel, wenn er leer blieb, wurde stets vom König bedauert, der seine sœur pacifique vermißte, wo es ihm nur irgend möglich war. Daß sie sich nie in die Händel des Hofes mischte, nie für Jemand sprach, oder mit einer Ansicht durchdringen wollte, machte sie ihm besonders lieb, und gerade dies beunruhigte und beleidigte die herrschenden Maitressen, die jede

Handhabe verloren, an der sie sie fassen konnten. Frau von Montespan rief ihr mehr als ein Mal zu: Allez-Madame! vous êtes bon pour rien! — Dennoch war keine aufmerksamer, wenn es galt ihre Stellung zu bewahren, und Niemand verstand es so gut das passende Wort zu finden, wo dem Uebermuthe oder der Rücksichtlosigkeit Zaum und Zügel konnte angelegt werden. Es wagte darum zuletzt Niemand mit der sœur pacifique es anzubinden, weil man wußte, man zog immer mit einer Niederlage ab.

Der Verlauf dieser Geschichte hat gezeigt, welche Kränkungen sie bei alledem erfuhr, wie man ihr Herz bluten machte und wie wenig man sich darum kümmerte, ob sie die Last der schweren Sorgen würde tragen können oder nicht. Ohne Zweifel wäre dem ganzen Hofe, den König vielleicht ausgenommen, ein Erliegen der Dulderin, wenn nicht willkommen, doch völlig gleichgültig gewesen. Aber ihr ehrlicher Gottessinn, vereint mit der starken Natur, die sie mitbrachte, half sie siegen, und zuletzt hatte eine Art Gleichgültigkeit sich über ihre Seele gelegt, so daß ihr Alles, ihren Sohn ausgenommen, völlig einerlei war, was geschah. Sie hatte so unzähligemal den Egoismus siegen, die Schlechtigkeit triumphiren gesehen, daß die einfache

Wahrheit, wie sie sie bewahrte und brachte, ein Gegenstand war, den Niemand zu wissen forderte. Dann fühlte sie auch, daß sie mit ihren Ansichten, wie mit ihrer Kleidung altmodisch geworden war. Die alte Frau, wie sie in ihrem steifen Leibstück, mit dem Goldbrokatkleide, grade und regungslos dasaß, hatte für die junge Welt etwas Abschreckendes. Ihre Miene von Freundlichkeit wurde zur Grimasse. Man glaubte nicht, daß dieser alten Dame noch irgend etwas einen wohlwollenden Zug entlocken konnte, und man hielt deshalb ihre lächelnde Miene für eine Maske. Zum großen Theil war sie es auch. Noch bis in ihr spätes Alter mit scharfem Gesicht begabt, richtete sie doch diese Schärfe und Sehfähigkeit auf keins der Dinge um sie her, sondern sie sah vor sich hin, oder blickte theilnahmlos auf den Gegenstand, der ihr gezeigt wurde. In der Kirche war es der Priester am Altar, obgleich sie dessen Thun und Treiben als mit ihrer Religion in keiner Weise zusammenhängend, herzlich gering achtete; in der Gesellschaft war es die vornehmste Person. Da in allen Gesellschaften, wo sie sich zeigte, es müßte denn der kleine knabenhafte König zugegen gewesen sein, sie die vornehmste Person selbst war, so versank sie bald nach ihrem Erscheinen, in eine

Art halb wachenden, halb schlafenden Zustand, der ihr, außer der freundlichen Miene, die sie immer beibehielt durchaus kein Merkmal der Seelenthätigkeit abnöthigte. Auch vermied sie diese großen Gesellschaften. Fanden sie Abends statt, kam sie grundsätzlich nie hin, weil der herrschende Ton daselbst zu frivol geworden und allzuviel „liederliche Weiber" um sie her saßen. Zu großen Mittagsfesten, besonders bei ihrem Sohne, ließ sie sich herbei und dort war immer für einen Kreis ernster Männer und alter Damen gesorgt, der sie einschloß. Für gewöhnlich blieb sie in ihren Gemächern, in ihrem geliebten St. Cloud, wo sie zu bestimmten Stunden ihren Sohn erwartete, der immer kam um sie mit dem Neuesten bekannt zu machen, was sich gerade in der Politik und in der Gesellschaft ereignet hatte. Wir haben gesehen, wie freimüthig und offen sie mit einander sprachen, und das ganze Entzücken des Regenten war seine Mutter zum Lachen zu bringen, oder ihr einen jener körnigen, derben Späßchen zu entlocken, die bei zunehmenden Jahren bei ihr immer seltener wurden.

In Rheims hatte er dafür gesorgt, daß sie mit all' den Auszeichnungen und dem Prunk ihres Ranges auftrat. Sie hatte ihre eigene Loge in

der Kirche, und saß darin, goldglänzend und mit ihren Diamanten geschmückt, wie ein altes kostbares Bild aus einer unschätzbaren Bildergalerie, so prächtig, so glänzend und so überaus vornehm. Diese Bemerkung machte Frau von Orleans, die mit den Damen königlichen Ranges eine besondere Loge inne hatte. Die Blicke des jungen Königs trafen zuerst auf diese seine erlauchte Verwandte und er behielt sie im Auge, als er seinen Schwur ablegte, gleichsam als riefe er diese ehrwürdige Dame, diese fleckenlose Tugend, diese Dulderin als Zeugen seiner Versprechungen an. Sie war auch in der That von dem ganzen alten Hofe, der in Nacht und Dunkel versunken war, die Einzige, die noch gegenwärtig war, um die volle Wichtigkeit des Königsaktes zu beurtheilen und ihm den Theil des Glanzes zu verleihen, der auf ihr Theil kam. Als das ceremoniöse Fest seinen Anfang nahm, als der Krönungszug sich ordnete, war sie es, der der junge König den Arm reichte, und es war seltsam zu sehen wie die alte siebzigjährige Frau und der vierzehnjährige Knabe zusammen dem versammelten Hofe vorangingen, und die Musik dann die große von Lolli komponirte Siegeshymne Frankreichs spielte.

Aber nicht allein das großartige Fest, auch

Familienrücksichten hatten die kranke Herzogin bewogen diese Reise zu machen. Sie sah bei der Gelegenheit den Herzog von Lothringen wieder, der ihr Eidam war, und ihre geliebte Tochter zur Frau hatte. Es war ihr, in ihrem goldnen Käfig in Paris eingesperrt, nicht möglich eine Reise nach Lothringen zu ihrer Tochter zu machen; jetzt bei der Krönung in Rheims sah sie sie endlich wieder. Die ungewöhnliche Gemüthserschütterung wirkte ebenfalls nicht eben günstig auf ihr körperliches Wohl. Sie kam nach St. Cloud zurück, bedeutend kränker als sie ausgefahren war.

Der Tod der Herzogin.

Während des steigenden Krankheitszustandes der Herzogin wich ihr Sohn nicht von ihrem Lager. Er vernachlässigte seine Geschäfte, er versäumte wichtige Antworten, er ließ Personen von Einfluß warten, er war nur mit seiner Mutter beschäftigt. Er kam selbst um ihr die verordnete Medizin einzugeben. Das Uebel, das mit einem Brustleiden angefangen, war nach und nach in eine Wassersucht übergegangen. Die Herzoin die nichts von der Kunst des Arztes hielt, erklärte selbst daß sie an diesem Krankheitsanfall sterben werde, und Niemand durfte ihr mit Rath und That nahen als ihr Freund Gervais, der eigends aus Hannover herübergekommen war, bei dem ersten Verlauten des Unwohlseins seiner treuen

Gebieterin und Freundin. Sie verordnete sich selbst einige Mittel und Gervais fand sie passend und ließ sie sie einnehmen. Die Herzogin scherzte darüber mit ihrem alten Arzt, daß er gekommen sei um etwas Neues zu lernen und gutzuheißen. Ich kann Gott nur für gesunde Tage danken, sprach sie, ich weiß es nicht was er heißt krank sein, jetzt muß ichs lernen, jetzt da ich bald nichts mehr zu lernen finden werde.

Aber sie sprach nicht ganz der Wahrheit getreu; sie kannte wohl das Kranksein. Sie litt an einer Anschwellung der Milz, die oft so groß wurde, daß sie in Form eines Kinderkopfes hervortrat; aber es dauerte nicht lange, und mit etwas Vorsicht war das Uebel leicht wieder gehoben. Auch konnte ihr Magen nicht jede Speise vertragen; Bouillon brachte sie zum Erbrechen, während die ächt deutschen Gerichte ihre Verdauung wieder in Ordnung brachten. Alles dieses wußte sie, brauchte daher auch nie einen Arzt dagegen, sondern heilte sich selbst durch Vorsicht und Mäßigkeit.

Die freien Augenblicke, wo die Heftigkeit des Schmerzes nachließ, benutzte Gervais um auf die an ihn gerichteten Fragen nach seiner Familie genügende Antwort zu geben. Er theilte ihr mit

daß er Madeleine verloren hatte und auch die Geisteskrankheit der andern Tochter berührte er. Die Heirath seines Sohnes machte er ihr bekannt, und daß er bereits Vater dreier Kinder sei. Diese Nachrichten beschäftigten die Herzogin. Sie gab ihm dagegen die Neuigkeiten, die Georg betrafen, von seiner Anstellung und seiner Wirksamkeit in Rußland, wie er in dem Zaaren einen wahren Freund gefunden, der mit großer Thätigkeit seiner Angelegenheit sich angenommen und deshalb an den Kaiser selbst geschrieben. Es ließ sich erwarten, daß dies eine vortheilhafte Antwort zur Folge haben würde; doch er sei nun Fürst, oder bleibe, was er jetzt war, dies könne in seinem dankbaren Gefühlen für den Zaaren keine Aenderung machen, die ihn verpflichten würden, stets, so lange ihm noch Kraft und Gesundheit blieben, in seinen Diensten zu bleiben. Grüße voll Achtung für die Herzogin waren beigeschlossen.

So verliere ich denn ihn auch! rief sie voll Schmerz, den ich herzlich geliebt habe, mit dem ich sogar einst willens war, den Lebensweg gemeinschaftlich zu gehen. Ich gedachte, ihm ein Fürstendiplom zu verschaffen, er sollte die letzten Tage seines Lebens mit mir zusammen verleben; es sollte nicht sein.

Mit ihrem Sohne sprach sie noch zuletzt ihre Ansicht über ihren fürstlichen Stand und über ihre Standesgenossen aus. Sie hatte das Institut der Fürsten auf seinem Glanzpunkte gesehen, sie prophezeite nun, daß es damit abwärts gehen würde. Die Gesellschaft, die sich die Ordner und die Halter ihrer Angelegenheiten selbst schafft, wird bald merken, daß die Fürsten sich ihrer Stellung überheben, und von diesem Augenblicke an wird sie gegen sie gleichgültig werden. Alle kirchlichen und aristokratischen Hülfsmittel helfen nichts gegen eine zur Kenntniß der Menge gekommene Untüchtigkeit. Das Gericht wird streng sein. Die Raçe der Fürsten ist nicht unersetzlich, es werden sich Stellvertreter finden, denen man die den Fürsten abgenommene Pflicht auferlegt und streng darauf sieht, daß sie wirklich ausgeübt wird. Die Stimme der Völker ist unerbittlich; sie will die, die sie über sich stellt, auch dieser Stellung würdig handeln sehen; geschieht das, dann wird jeder Glanz, jedes Wohlergehen sie dafür belohnen. Aber jede Thorheit und Schwäche, so wie jede Unvollkommenheit muß zu einem gewissen Grade gedeihen, ehe die Gesammtheit sie dafür erkennt, was sie ist; alsdann aber handelt sie rasch und sicher. Ich fürchte, so wird es mit den Fürsten gehen. Es

werden schwache, es werden sogar gute und redliche Fürsten kommen, allein die einmal eingesehene Wahrheit wird dennoch sich an ihnen rächen, und sie werden rücksichtslos fallen.

Ich habe während meines ganzen Lebens für stolz gegolten, ich habe nichts weiter gethan, als was nach meiner Ansicht jeder Fürst thun muß, seinen Stamm rein erhalten, ihn nicht durch Mißheirathen, die unendlichen, unberechenbaren Nachtheil bringen, hernieder zu ziehen. Es hat meine Ansicht nichts geholfen. Keck und unbedacht, übermüthig und ihre Stellung für ewig haltend, habe ich die Fürsten um mich her, ganz nach Willkür handeln sehen. Sie werden es bereuen. Ich sehe sie sinken, und wenn sie einmal sinken, wird nichts sie vom Sturze aufhalten können. Der Adel ist eine zweideutige Stütze; das Gute, das geschieht, mißt er sich zu, das Ueble dem Herrscher, und ein neuer Herrscher findet bald einen neuen Adel. Die Geistlichkeit vollends sorgt für sich und den Gott, den sie geschaffen hat; sie ist nur so lange auf Seite der Fürsten, als diese sich ihrem Spiele beugen; bei einem Umsturz der Dinge ist sie sogleich bereit, unter denselben Formeln das Neue zu adeln, mit denen sie das Alte unterstützt hat. Es ist die undankbarste und raubgie-

rigste Klasse der Staatsbürger. Das was wahr ist, ist zugleich so einfach, daß es bald gesagt ist, diese gewinnsüchtige Klasse weiß aber daraus einen unendlichen Aberglauben zu machen, voll eingebildeter, vom Himmel stammender Gesetze und Geschichten, um damit die Geister der Menge zu umspinnen, daß sie sich nicht zu regen im Stande sind. Es gehört viel dazu, sie und ihre ewigen Pläne, ihr stetes Zusammenhalten zu beherrschen und nach einem vernünftigen Plane zu ordnen. Eine große Calamität beugt sie, und der Staat muß an den Rand des Verderbens gebracht werden, alsdann gehen sie von ihrem Hochmuth ab und lassen ihre Gewinnsucht und ihr Ränkespinnen. Auch dazu wird es kommen.

Von ihren zwei treuen Gefährtinnen, der Räthin Rathmannshausen, der letzten ihr übrig gebliebenen von denen, die sie nach Frankreich begleitet hatten, und von der Herzogin von Chateauthierre nahm sie besonders Abschied, empfahl Beiden die wenigen Angelegenheiten, die sie unvollendet zurückließ, ihrem Sohn übergab sie ihren letzten Willen, der ihn auf das Pünktlichste vollzog. Die Herzogin von Orleans, die zwei noch übrig gebliebenen Töchter des Regenten und seinen Sohn,

den Herzog von Chartres, sah sie noch zuletzt und ertheilte ihnen ihren Segen.

Den Herzog, der weinend an ihrem Bette kniete, zog sie zu sich heran und küßte ihn so zärtlich und so rührend auf die Stirn und auf die Wangen, daß die Umstehenden in tiefe Rührung ausbrachen. Der Tod ist ein schlimmes Ding! sagte sie, es läßt sich auf keine Weise damit scherzen; man muß ihm nur etwas entgegenbieten, woran sein Stachel sich abstumpft; das sind ein paar kleine gerechte Handlungen! Die machen, daß das Andenken eines Menschen nicht sich verflüchtigt wie der Rauch, dessen Säule der Wind hin und herweht und der zuletzt verschwindet, Niemand weiß, wo seine Stätte gewesen. Ein paar solche kleine gute Handlungen glaube ich verübt zu haben; es ist der Gehorsam, mit dem ich die Befehle meines Vaters ausführte, obgleich sie mir mehr als mein zeitliches Wohlergehen kosteten, und zweitens die Geduld und Treue, die ich gegen meinen Herrn, den Herzog, ausgeübt. Das Uebrige ist Thorheit, Müßiggang und Eigenwillen, wie gewöhnlich bei dem menschlichen Geschlechte, von dem ich mich in keinerlei Weise lossage.

Den 8. December Morgens um vier Uhr starb sie in St. Cloud, nachdem sie in üblicher Weise

die Sterbesakramente empfangen, und befohlen hatte, daß man sie ohne Gepränge beerdigen sollte.

Es wird noch nöthig sein, etwas über das Ende des Regenten zu sagen. Nachdem er seine Regentschaft abgegeben und, wie wir gesehen haben, mit Ruhm und lebhaftem Danke des Königs und des Parlaments, zog er sich in das Privatleben zurück. Vorher hatte er noch eingewilligt, den Kardinal Dubois zum ersten Minister zu machen, eine Auszeichnung, die der König bestätigte. Doch genoß der neue Minister diese Ehre nicht lange, er starb, von Gewissensbissen gequält und von der Verachtung der Menge begleitet, die in seinem Steigen nichts gesehen hatte, als das zeitweilige Erheben einer faulen Masse nach oben, die dann mit Geräusch und Gestank platzt und wieder nach unten sinkt, wo sie ihrer Bestimmung nach liegen bleibt. Er starb an einem Geschwüre an der Blase. Der Chirurg, der die Operation an ihm vollzog, fand seine innern Theile verfault und die ganze Maschine des Körpers nicht mehr lebensfähig. Der Herzog von St. Simon berechnete seine jährlichen Einkünfte auf eine Million, fünfmalhunderttausend Livres.

Der Herzog überlebte ihn nicht lange. In

den Armen der Frau von Phalaris überraschte ihn ein Schlagfluß, der ihn augenblicklich tödtete. Er wurde neun und vierzig Jahre alt. Er hatte von Fräulein von Sery, die er zur Gräfin von Argenton gemacht hatte, einen Sohn, der zur Zeit, wo der Vater starb, Großprior von Frankreich, General der Galeeren und Grand von Spanien war.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. circa 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Mährchen mit 6 color. Bildern. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. 8. 4 Bde. Zweite Auflage. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 8. 2 Bde. broch. 2 3/4 Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.
